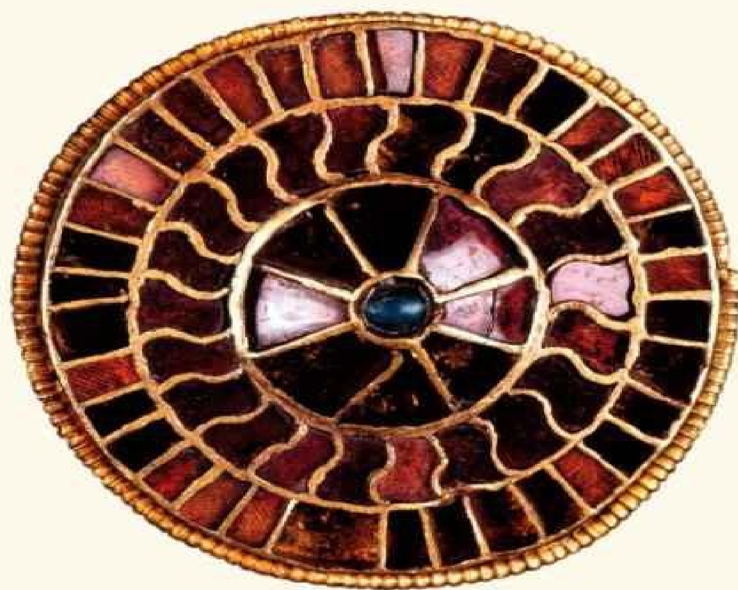


Norbert F. Pötzl / Johannes Saltzwedel (Hg.)

Die Germanen

Geschichte und Mythos

DVA

SPIEGEL BUCHVERLAG

Norbert F. Pötzl | Johannes Saltzwedel (Hg.)

DIE GERMANEN

Geschichte und Mythos

Jenny Becker, Georg Bönisch,
Annette Bruhns, Manfred Ertel, Angelika Franz,
Christoph Gunkel, Uwe Klußmann,
Kristina Maroldt, Thorsten Oltmer,
Dietmar Pieper, Jan Puhl, Hans-Jürgen Schlamp,
Mathias Schreiber, Michael Sontheimer,
Gerhard Spörl, Frank Thadeusz, Rainer Traub

Deutsche Verlags-Anstalt

Obdach für Mensch und Tier

Ansicht einer typischen germanischen Siedlung zur Zeit des Römischen Reichs

Den germanischen Göttern opferte man meist unter freiem Himmel.

Das Licht fiel spärlich durch Dach- und Türöffnungen, Fenster waren weithin unbekannt.

Um eine zentrale Feuerstelle herum lag der offene Wohn- und Schlafbereich der Großfamilie oder Sippe, gelegentlich unterteilt durch halbhohes Flechtwerk.

„Ihre Dörfer legen sie nicht in unserer Weise an, dass die Gebäude verbunden sind und aneinanderstoßen", beschrieb der römische Historiker Tacitus um 98 n. Chr. die Siedlungen der Germanen. Nicht ohne Herablassung notierte er: „Jeder umgibt sein Haus mit freiem Raum, sei es zum Schutz gegen Feuersgefahr, sei es aus Unkenntnis im Bauen. Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel sind bei ihnen im Gebrauch; zu allem verwenden sie unbehauenes Holz, ohne auf ein gefälliges oder freundliches Aussehen zu achten." Tatsächlich war die Lebensweise nördlich des Limes ganz überwiegend von Ackerbau und Viehzucht geprägt.

Städte gab es nicht, die Menschen lebten in kleinen Weilern oder Dörfern zusammen. Historiker schätzen, dass selbst große Siedlungen kaum mehr als tausend Einwohner umfassten. In verschiedenen Formen und Größen verbreitet war das germanische Wohnstallhaus, das auch einen größeren Viehbestand aufnehmen konnte. Die dichten Wälder Germaniens lieferten das Holz für Grundgerüst und Wände, die Dächer waren in der Regel stroh- oder reetgedeckt. Das Astgeflecht der Außenwände wurde oft mit hellem Lehm verputzt, so dass in Verbindung mit dem Pfahlgerüst eine Art Fachwerk entstand, was selbst Tacitus einiges Wohlwollen entlockte, denn, so heißt es bei ihm, „einige Flächen bestreichen sie recht sorgfältig mit einer so blendend weißen Erde, dass es wie Bemalung und farbiges Linienwerk aussieht".

Schimmernde Beute

Grabbeigabe oder Raubgut – Schatzfunde zeigen, was die Germanen beeindruckte



Hortfund von Neupotz
Von 1967 an wurden beim Kiesabbau in einem Altrheinarm über tausend großenteils metallische Objekte gefunden – wohl Beutegut, das ein von Römern verfolgter Germanentrupp um 260 nach Christus zurücklassen musste.

Vier riesige Bronzekessel enthielten Stapel weiteren Metallgeschirrs. Manche der Stücke, die künftig in Speyer ihre endgültige Heimat finden werden, waren zerteilt: Es ging den Räubern hauptsächlich um das Rohmaterial.

Die Texte dieses Buches sind erstmals in dem Heft
»Die Germanen. Europas geheimnisvolles Urvolk« (Heft 2/2013)
aus der Reihe SPIEGEL GESCHICHTE erschienen.

1. Auflage

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller
Gesetzt aus der Minion
ISBN 978-3-641-11323-0

www.dva.de

INHALT

TEIL IV
WEGE ZUR NATION

ANHANG

Vorwort

Blond, blauäugig und freiheitsliebend sollen sie gewesen sein, aber auch rauflustig, trinkfreudig und unberechenbar: Kaum ein Volk ohne schriftliche Überlieferung meinte man noch vor 100 Jahren besser zu kennen als die Germanen. Im Hochgefühl nationalen Aufbruchs hatten Gelehrte und Ideologen vor allem des 19. Jahrhunderts jeden Winkel der Überlieferung durchforstet. Von der unansehnlichen Tonscherbe bis zur isländischen Stabreimsaga, von den Hinweisen bei griechischen und römischen Historikern bis hin zu Wallanlagen und den Spuren frühzeitlicher Pfostenlöcher häufte sich eine gewaltige Masse an Indizien. Detailscharf glaubte man Lebensweise und Weltanschauung der Menschen rekonstruieren zu können, die einst östlich des Rheins und nördlich der Alpen gewohnt und die Militärmaschinerie der Römer oft genug das Fürchten gelehrt hatten – wenn sie nicht gar zur Hauptursache für den Niedergang des antiken Imperiums erklärt wurden.

Doch so vielfältig die archäologischen Funde auch sind, so akribisch die Suche vorangetrieben wurde: Das einstige Heldenporträt der Germanen ist heute fragwürdig und problematisch geworden, ja weithin widerlegt. Zwei Weltkriege, die im Namen des deutschen Nationalbewusstseins entsetzliches Leid heraufbeschworen, ließen auch in der Wissenschaft immer mehr methodische Zweifel aufkommen. Es folgten etliche Jahrzehnte skeptischer Revision der Quellen. All das hat vom überkommenen Bild der Ureinwohner Deutschlands so gut wie nichts übriggelassen.

Als einigermaßen gesichert gelten kann heute eigentlich nur: Es waren einzelne Stämme, die das großenteils dünn besiedelte Nordeuropa bewohnten. Erst der Zusammenprall mit den Römern ließ für die weit zerstreute Bevölkerung überhaupt einen Volksnamen aufkommen; erst die für das Imperium ungewohnte Zähigkeit und Widerstandskraft dieser nichtkeltischen »Barbaren«, die den Legionen immer wieder – keineswegs nur in der legendären

Varusschlacht – böse militärische Überraschungen bereiteten, schuf das Klischee vom unberechenbaren nordeuropäischen Kraftkerl. »Cäsar hat die Germanen erfunden«, resümiert Mischa Meier, Professor für Alte Geschichte in Tübingen, und warnt sogleich davor, diese von außen herangetragene Beschreibung als historische Wahrheit zu übernehmen. Selbst die »Germania« des römischen Historikers Tacitus, seit dem Humanismus zum Urtext deutscher Volksideologie stilisiert, gibt fast ausschließlich das gewohnte Stereotyp barbarischer Energie wieder. Andere Passagen des legendären Textes klingen sogar derart verrätselt, dass man glauben könnte, der Autor habe sich unbedingt eine Hintertür offenhalten wollen.

Was also lässt sich heute guten Gewissens über die Germanen sagen? Sprachlich betrachtet dann doch einiges: Viele Wortwurzeln können Linguisten des Indoeuropäischen bis ins ferne Sanskrit und andere uralte Sprachformen zurückverfolgen. Die archäologischen Funde erzählen vom eher primitiven Alltagsleben in Siedlungen und Dörfern aus den charakteristischen Langhäusern, aber man hat auch verblüffende Geschichten von Schlachten und Menschenopfern, Spuren des Totengedenkens und des Götterkults ausfindig gemacht – obgleich die Namen fehlen. Erkennbar wird immerhin, dass im germanischen Raum sicher nicht nur tumbe Hinterwäldler hausten, sondern eine meist in Gefolgschaftsverbänden organisierte, aus freien Bauern und Viehzüchtern zusammengesetzte Einwohnerschaft, die in der Regel kaum je ein Volk im heutigen Sinne darstellte.

Die lange Grenze zum lockenden Süden, dessen enorme wirtschaftliche Überlegenheit immer wieder zu Raubzügen animierte, änderte diese Lage. In der römischen Kaiserzeit waren Germanen nicht länger nur Gegner und Sklaven; sie konnten Handelspartner, Vasallen und zuverlässige Stützen der imperialen Macht sein. Während der späteren Antike kämpften zahlreiche germanische Söldner in den kaiserlichen Truppen, nicht selten gegen andere germanischsprachige Heere. Einwanderung und Austausch brachten es mit sich, dass schließlich sogar Menschen germanischer Abstammung zu politischen Führungsfiguren aufstiegen.

Reibungslos allerdings verlief auch die Spätphase nicht: Immer wieder kam es während der Völkerwanderungszeit zu Schlachten und Plünderungen; als 410 die Westgoten unter Alarich Rom einnahmen, sahen viele Zeitgenossen darin ein

Symbol für den Niedergang der Großmacht. Doch in aller Regel waren die Eroberer beeindruckt von der Zivilisation, die sie beerbten: So übernahmen die von Gibraltar her eingewanderten Vandalen seit 429 im römischen Nordafrika weitgehend die Lebensart der geschlagenen Römer. Auch der Ostgote Theoderich regierte Italien von Ravenna aus nach antiken Mustern. Erst die später in Pavia herrschenden Langobarden versuchten ihr Stammesrecht dem römischen gleichzusetzen.

Staatsgebilde, die zu Vorläufern der heutigen europäischen Nationen wurden – das ist wohl die wichtigste Erbschaft der germanischen Stämme. Angelsachsen, Franken und Langobarden waren mit ihren Königtümern wesentlich an der Formung des heutigen Europa beteiligt. So verfänglich es also wäre, pauschal von *den* Germanen zu sprechen, so wichtig bleibt es, den Spuren germanischer Lebensweise sachgerecht zu folgen und sie sinnvoll zu deuten. Dazu möchte auch dieses Buch beitragen.

Hamburg, im Sommer 2013

Norbert F. Pötzl
Johannes Saltzwedel

EINLEITUNG

Traumbild der Ahnen

Aus antiken Quellen glaubte man auf das Wesen der Germanen schließen zu können. Daraus entwickelte sich seit der Renaissance ein Mythos, den Nationalisten in dumpfe Ideologie umdeuteten.

Von Georg Bönisch

Der Feldherr stürzte sich ins Schwert, voller Scham und voller Schuldgefühl. Etliche seiner Offiziere taten es ihm nach, während einfache Soldaten den noch qualvolleren Tod suchten – sie sprangen ins Moor. Tausende ihrer Kameraden waren da auf dem Schlachtfeld schon gestorben, durchbohrt, enthauptet, massakriert. Daheim im sieggewohnten Rom, weit über tausend Kilometer vom Schauplatz der Niederlage in Germanien entfernt, fiel Kaiser Augustus, der Imperator Caesar, Sohn des Gottes, der Pontifex maximus, aus höchsten Berufssphären in tiefste Verzweiflung. Monatelang ließ er Haupthaar und Bart wachsen, wieder und wieder stieß er mit dem Kopf gegen eine Tür und rief, angeblich: »Varus, gib mir meine Legionen zurück.«

Was da geschehen war im Jahre 9 nach der Zeitenwende, im Lande von offenbar ungeschlachten Wilden, von Barbaren, von Menschen, an denen außer Stimme und Gliedern nichts Menschliches gewesen sein soll, hat der wortgewaltige Historiker Theodor Mommsen mit nur einem Wort umschrieben: Varuskatastrophe.

Für die allermeisten Römer, Augustus und seine Entourage ausgenommen, schien sie dennoch wenig bemerkenswert und schnell vergessen. Dann aber war es etliche Jahrzehnte später ausgerechnet ein Römer, der die verlorene Schlacht zu einem weltpolitischen Ereignis umdeutete – der Ex-Senator und Schriftsteller Publius Cornelius Tacitus. Eines seiner schmalen Werke trug (auf Deutsch) den Titel »Über die Herkunft und die Lage der Germanen« und ein anderes »Annales«, und Tacitus tat so, als seien die Germanen eine in sich geschlossene Ethnie, ein richtiges Volk, gefährlich wie die großen Gegner Roms. Die Parther, die Karthager, die Gallier.

Nein, Germanen waren ein bunter Mix aus Stämmen, die höchstens regionale Bedeutung besaßen: Chatten und Chauken, Angrivarier und Brukterer, Hermunduren oder Usipeter, Semnonen und Triboker. Und Cherusker. Ihr Chefstratege Arminius hatte die drei Varus-Legionen in tagelangen Attacken aufgerieben; Tacitus setzte ihm ein Denkmal. »Ohne Zweifel« sei Arminius der »Befreier Germaniens« gewesen, schrieb er. Schon deshalb ein Befreier, weil er Rom nicht, »wie andere Könige und Anführer, in den Frühzeiten, sondern … auf dem Höhepunkt herausgefordert« hatte. Held Arminius, ein Siegertyp, der ein Volk repräsentierte, das »unvermischt« war, wie ein deutscher Schriftsteller und Denker im 19. Jahrhundert festhielt. Und keineswegs »verbastardet« durch fremde Völker. Arminius, der Bewahrer reinrassiger Gene. Germanischer Gene.

Aus den Phantasieerzählungen des Tacitus, der nie in Germanien war, konstruierten hierzulande Protagonisten des deutschen Humanismus fast anderthalb Jahrtausende später ein politisches Modell ganz früher territorialer Einheit: die römischen Texte gewissermaßen als Gründungsurkunde einer germanisch-deutschen Nation. Gleichzeitig verschafften diese Texte den Deutschen auch das »Adelsprädikat eines Altertums, das genauso weit zurückreichte wie das der Nationen, die sich von der lateinischen Antike ableiteten«, urteilt der Sozialgeschichtler Michael Werner. Wahrscheinlich hatte Tacitus nur die von ihm unterstellte Dekadenz seiner Landsleute brandmarken wollen und deshalb die – vermeintlich positiven – Attribute der Germanen herausgestellt: einfach, tapfer, treu, gerecht, ehrenwert. Und rein.

Er konnte nicht ahnen, dass sein Text irgendwann als Morgenrot deutscher Geschichte aufscheinen würde: guter Germane gleich guter Deutscher, germanisches Blut gleich deutsches Blut, germanischer Boden gleich deutscher Boden. Blut und Boden, völkisches Denken, das letztlich in der tödlichen Obsession der Nazi-Tyrannei sein Ende fand. Deshalb ist die Varuskatastrophe auch eine deutsche Katastrophe. Adolf Hitler, der die Hauptverantwortung trug für die Ermordung von sechs Millionen Juden, hatte einen frühen Entwurf seines Pamphlets »Mein Kampf« entsprechend tituliert: »Die germanische Revolution«, und ihm, dem »Führer des Großgermanischen Reiches«, wie ihn dann sein SS-Chef Heinrich Himmler umgarnte, schwebte vor, die Reichshauptstadt Berlin zur Welthauptstadt eines »germanischen Staates der germanischen Nationen« zu machen, Name: Germania. Bald danach lag alles in Trümmern.

Es ist nachgerade bizarr, dass die Sichtweise eines Römers die Germanen als geschichtliches Ereignis festschrieb – und damit viele Generationen später eine Manie auslöste, eine Ideologie begründete und einen Mythos: den Germanenmythos.

Bis heute können Wissenschaftler schon die scheinbar am leichtesten zu beantwortende Frage nicht beantworten – woher denn eigentlich der Name stammt, der für alles die Ursache war. Mindestens 50 Theorien existieren, und ihre Begründungen füllen Bibliotheksregale akademischer Einrichtungen. Kommt die Begrifflichkeit »Germanen« aus dem Lateinischen – und ist sie ein Kürzel von »verum germen nobilitatis«? »Wahrer Kern der Vortrefflichkeit«, wie die wörtliche Übersetzung heißt? Oder steckt in ihr, wie manche Pennäler meinen, der Name »Ger«? Jene kurze Lanze germanischer Soldaten, bekannt aus Kreuzworträtseln? Stammt der Name etwa aus dem Keltischen? Oder aus dem Hebräischen, dem Illyrischen, dem Ligurischen? Es ist einfach: Niemand weiß es.

Und zu dieser allgemeinen Wirrnis gehört, dass die Bezeichnung »Germanist« anfangs keinesfalls auf einen Spezialisten dieses Sujets deutete – ein Germanist war vielmehr der, der sich mit deutschem Recht beschäftigte, ein Romanist kümmerte sich um römisches Recht. Erst Jacob Grimm, einer der beiden Märchenbrüder, schlug 1846 vor, auch »Sprachforscher, Literaturhistoriker, Religions-, Wirtschafts-und Staatsforscher der germanischen Völker« so zu benennen.

Bis weit ins Mittelalter hatte sich für diese Vorfahren kaum jemand interessiert, es dominierten andere Themen: Reichsgeschichte etwa und Kirchengeschichte. Da sei kein Platz gewesen für Erinnerungen oder gar die »Gedächtniskultur eines germanischen Sieges in augusteischer Zeit über Rom und eines Helden Arminius«, sagt der Althistoriker Rainer Wiegels. Dann kam das Jahr 1425, jenes Jahr, in dem der findige Manuskriptjäger Poggio Bracciolini nach Rom eine Sensation meldete – den Fund einer Abschrift des verschollenen Tacitus-Textes in einem deutschen Kloster. Ein Gesandter des Papstes brachte sie nach Italien, wo schließlich eine Abschrift dieser Abschrift im Städtchen Jesi nahe der Adriaküste deponiert wurde. Und von der lateinischen Ortsbezeichnung hat sie bis heute den Namen: Codex Aesinas.

Rigorose Italiener, besser: Papstgetreue, schlachteten die »Germania« binnen

kurzem, in schlechter Dialektik, an zwei Fronten aus. Einerseits lobten sie die von Tacitus beschriebenen militärischen Fähigkeiten der Germanen und deren Freiheitsliebe – um den deutschen Kaiser zum gemeinsamen Kampf gegen die Türken zu gewinnen; andererseits machten sie sich lustig über unkultivierte Typen aus den Wäldern Germaniens – um Geld zu sparen. Der deutsche Episkopat hatte nämlich laute Beschwerde geführt, die Kurie beute ihn finanziell aus, gebe ihn dem Elend preis und verurteile ihn auf diese Weise zur Machtlosigkeit. Rom hielt in der Schrift »De ritu, situ, moribus et conditione Germaniae descriptio« dagegen, gerade Tacitus sei doch der Beweis dafür, dass aus dem Barbarentum der frühen Zeit eine wohlhabende Kulturnation entstanden sei – dank des Christentums. Ein Germane, stünde er jetzt auf von den Toten, sehe nun »blühende Städte, sanftmütige Menschen, heilige Handlungen des Gottesdienstes«. Also sei Deutschland in der Dankesschuld dem Papst gegenüber, »darum seid fein bescheiden«.

Die Römer nahmen die Ergüsse ihres Vorfahren Tacitus ganz offensichtlich nicht für bare Münze, anders als die deutschen Humanisten. Zudem ärgerte es sie, dass mancher Schmeichler in Wirklichkeit ganz anders dachte. Jener Mann, der unablässig die Vorzüge germanischer Soldaten pries, schimpfte insgeheim die Deutschen als kulturlos, ihr Essen sei übel, das Wetter entsetzlich. Solcherlei Herablassungen stachelten den Patriotismus erst recht an – immer die Germanen im Blick und ihre Lichtgestalt Arminius. Schließlich, so der Dichter Heinrich Bebel zu Beginn des 16. Jahrhunderts, seien die Deutschen sich seit alters her immer treu geblieben, als freies, unabhängiges Volk. »Macht euch, deutsche Männer, die Sinnesart eurer Ahnen zu eigen«, beschwor zur selben Zeit Conrad Celtis, ein einflussreicher Intellektueller, seine Landsleute. »Wendet eure Augen zu den Bastionen Deutschlands und fügt seine zerrissenen und auseinandergezogenen Grenzen wieder zusammen« – Deutschland, eine Nation. Das war der Traum.

Der Germane hatte seinen Platz gefunden im Bewusstsein der Bildungselite, schnell war die Gleichung germanisch = deutsch da, weil die taciteischen Darstellungen die Vordenker geradezu aufriefen, mit deren Hilfe »die Wesenszüge ihres Volkes zu bestimmen«, formuliert die Historikerin Stefanie Dick. Also war es auch an der Zeit, den Namen des Urhelden Arminius einzudeutschen; jetzt hieß er Hermann. Es könnte sein, dass Martin Luther dafür

sorgte. »Wenn ich ein poet wer«, schrieb er jedenfalls über Arminius, »so wolt ich den celebriren. Ich hab in von hertzen lib. Hat Hertzog Herman geheißen.«

Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts schätzten ihn, aber sie begeisterten sich letztlich nicht so richtig für Hermann und die Germanen – auch nicht die späteren Größen Friedrich Schiller oder Gotthold Ephraim Lessing oder Johann Wolfgang von Goethe. In »Dichtung und Wahrheit« schrieb Goethe: »Warum hätte mich … bewegen sollen, Wodan für Jupiter und Thor für Mars zu setzen und statt der südlichen genau umschriebenen Figuren, Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meinen Dichtungen einzuführen?« Seinem Vertrauten Johann Peter Eckermann sagte er, ein Kerl wie Hermann liege »zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältnis, niemand weiß, was er damit machen soll«. Aber Goethe täuschte sich schwer, denn Hermann der Cherusker, der Germane, spielte eine ganz wichtige Rolle, lange bevor ihm auf der Grotenburg im Teutoburger Wald ein Denkmal gesetzt wurde – als nämlich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts das deutsche Bürgertum auf der Suche nach einer nationalen Identität war, wieder einmal.

Das Reich zerrissen, Kleinstaaterei, nur aufs eigene Wohl bedachte Landesherren, politische Lähmung: In dieser Phase deutete ausgerechnet ein Franzose, der Jurist und Philosoph Montesquieu, die »Germania« als den Entwurf einer freien Gesellschaft. »Dieses schöne System ist in den Wäldern erfunden worden«, den germanischen. Seine Informationen bezog er aus dem »trefflichen Werk des Tacitus«. Montesquieu verstieg sich gar zu der schrägen These, die »Sitten der Germanen« hätten die Engländer angeregt, eine spezielle Form der Demokratie einzuführen. Und Montesquieu meinte, zu einer Nation gehöre unabdingbar ein Nationalheld. Einer wie Arminius eben.

Montesquieu begeisterte mit seinem Hauptwerk »Vom Geist der Gesetze« die Zeitgenossen – es sei ein »Meisterstück«, das verdiene, »nicht durchgelesen, sondern durchgedacht zu werden«, bemerkte einer seiner Anhänger. Vielen wurde bewusst, dass es falsch war, sich beständig an anderen Nationen, wie Frankreich beispielsweise, zu orientieren. Also begann eine intensive Auseinandersetzung um Herkunft, Charakter, um Identität, das Stichwort heißt: Nationalgeist-Diskussion. Dem Germanentum wuchs dabei eine ganz besondere Bedeutung zu, »indem es zum identitätsstiftenden Bezugspunkt für das im Entstehen begriffene deutsche Nationalbewusstsein wurde«, schreibt Stefanie

Dick.

In seinen »Reden an die deutsche Nation« bejubelte der Philosoph Johann Gottlieb Fichte die Germanen, weil »wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, ihnen verdanken, dass wir noch Deutsche sind«. Und der Schriftsteller Ernst Moritz Arndt formulierte: »An der Schlacht im Teutoburger Wald hing das Schicksal der Welt, darum ist Hermann Weltname geworden; er ist … etwas Ewiges und Wirkliches, weil … ohne ihn vielleicht seit sechzehnhunderten Jahren kein Teutsch gesprochen sein würde.« Arndt sagte noch etwas anderes. Ein »edles und vorzügliches Geschlecht« könne nur entstehen durch Paarung des Edlen mit Edlen, Mischlinge seien disharmonisch, unsicher, unsolide, oft nur einseitig begabt. Wenn das Edle mit dem Unedlen vermischt werde, dann setze sich schlussendlich das Unedle durch. Auch Friedrich Ludwig Jahn, der »Turnvater«, sinnierte über die Aufzucht: »Je reiner ein Volk, je besser; je vermischter, je bandenmäßiger.«

Tacitus hatte die Germanen als rein beschrieben. Es entwickelte sich, im überhitzten Nationalismus jener Jahre, ein Denkschema, das der Kulturhistoriker Rainer Kipper trefflich umreißt: die »Biologisierung des Germanenmythos«. Aus den körperlichen Merkmalen der Germanen, immer sich auf den alten Römer Tacitus berufend, leiteten Forscher den Phänotyp des germanisch-nordischen Menschen ab: mit dolichocephalen, also länglichen Schädeln, mit einer hellen Färbung von Haut, Augen und Haaren. Der Brockhaus, das Nachschlagewerk jener Zeit schlechthin und die populärste Informationsquelle, notierte deshalb 1834 als vermeintlich wissenschaftliche Erkenntnis über die Germanen, sie seien ein Volk gewesen »mit trotzigen blauen Augen, hochgelben Haaren, von starkem Körperbau und riesenhaftem Wuchs«.

Die öffentliche Wahrnehmung wurde vor allem von den Unterhaltungsliteraten befeuert. Der Roman »Die Ahnen« von Gustav Freytag, der fiktive Schicksale einer deutschen Familie von germanischer Zeit an beschreibt, erreichte hohe Auflagen; Felix Dahn, ein gelernter Jurist, veröffentlichte mit fast gleichem Erfolg seinen »Kampf um Rom«. Das Buch, heute immer noch erhältlich, handelt vom Untergang des spätantiken Ostgotenreichs in Italien, transportiert freilich auch sozialdarwinistische Überlegungen. Charles Darwin hatte seine Evolutionstheorien als Naturgeschichte entwickelt, nun wurde sie umgemünzt in Sozialgeschichte. Ein höchst gefährliches Unterfangen.

Die Leserschaft war keinesfalls geschlossen rechts, nach heutiger Betrachtungsweise. Sondern es war eine pluralistische – Konservative hier, Liberale da, Sozialdemokraten oder ultramontane Katholiken. »Der Rekurs auf die Germanenzeit« habe »also zumindest insofern integrativ« gewirkt, schreibt Rainer Kipper bar jeder Ironie, »als sie dasjenige Feld darstellte, auf dem sich die verschiedenen ideologischen Lager begegneten«. Der Staat nahm durchaus teil an diesem Germanen-Hype, vielerorts wurden spezielle Museen gegründet – etwa das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg oder das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz. Nach der Gründung des Deutschen Reichs 1871 stockte Berlin den Etat des editorischen Mammutunternehmens »Monumenta Germaniae Historica« erheblich auf, wobei bemerkenswert ist, dass die Ereignisse des Jahres 9 nach Christi Geburt alsbald im Kaiserreich ihre programmatisch-politische Bedeutung verloren. Vermutlich deshalb, weil eine andere Form der Kriegsführung nicht den Helden brauchte, sondern einen konturlos ins Massenheer integrierten Soldaten. Stattdessen wurden Hermann, die Varusschlacht und die Germanen für andere Zwecke instrumentalisiert: für rassenideologische und volksvergötzende Ideen.

Großen Anteil daran hatten die verqueren Reflexionen eines hochintelligenten Menschen: Houston Stewart Chamberlain, Schwiegersohn Cosima Wagners. Dieser Chamberlain, Pangermane, Antisemit und ein Stichwortgeber Hitlers, definierte Rasse als »lebens-, kultur-und kraftspendendes Prinzip der Welt, Antriebskraft für Geschichte, Kunst und Kultur« – wobei er unterschied zwischen höherwertigeren Rassen und minderwertigeren, eben edlen und unedlen. Rassenmischung führe ins »Völkerchaos«, ein schrecklicher Begriff.

Ein Erretter der Welt musste her – es war der Germane respektive der Deutsche. Weil er eine »besondere wissenschaftliche und künstlerische Begabung« besitze, von »hochgeistigem und sittlichem Entwicklungsstand« sei und von »überragender staatsbildender Kraft«. Wer dies anders sah, dem warf Chamberlain »schändliche Denkfaulheit« oder »schamlose Geschichtslüge« vor. Juden hingegen, fabulierte er im Kapitel »Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte«, hätten – notabene! – bei ihrem »Eintritt in die europäische Geschichte« ein »fremdes Element« bedeutet, »fremd gegen das, was Europa bereits geleistet hatte, fremd gegen das, was es noch zu leisten berufen war«. So wurde ein mörderisch endender Gegensatz konstruiert: Arier, die

Herrenmenschen, »diese erlauchte Menschenfamilie, unbestreitbar edelster weißer Abkunft«, wie der Amateuranthropologe Joseph Arthur de Gobineau formulierte. Und Nichtarier, die Untermenschen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Niederlage, die die allermeisten Deutschen als ganz große Schmach empfanden, konnte deren Seelen und deren arg ramponiertem Selbstbewusstsein nur eines helfen: der Blick zurück. Auf germanische Tugenden, auf germanische Tapferkeit, und dabei war es dienlich, bei Gobineau nachzuschlagen und bei Chamberlain. So manifestierte sich ein durch biologistische und rassistische Elemente angereichertes Germanenbild, das schließlich den NS-Faschismus vorantrieb: arische Rasse, Blut-und Boden-Ideologie, Führerprinzip. Zwar teilte Hitler nicht die Germanenbegeisterung seiner Untertanen – weil ihm, dem Machtmenschen, Freiheitskämpfer wie Arminius suspekt erscheinen mussten; da war ihm Karl der Große lieber. Dennoch, Hitler war natürlich auch überzeugt, dass die germanische Rasse allen anderen Rassen überlegen sei, deshalb auch ließ er 1940 in der Reichskanzlei acht riesige Gobelins aufhängen, die die siegreichen Schlachten deutscher Soldaten dokumentierten. Ganz am Anfang: die Varusschlacht.

Im Hitler-Reich hätten die taciteischen Fiktionen als »Blaupause für nazideutsche Wirklichkeit« gedient, sagt der Altphilologe Christopher B. Krebs. Als Inspiration für Politik und Gesetze – etwa die Nürnberger Rassengesetze von 1935, die eine »Blutvermischung« verhindern sollten. Kein Wunder, dass ein Kommando der SS 1943 in Jesi versuchte, die »Germania« als Beweisstück für eine blendende Vergangenheit in einer Gewaltaktion »heim ins Reich« zu holen, ohne Erfolg. Sie wird bis heute in der römischen Biblioteca Nazionale aufbewahrt. Kein Wunder auch, dass Rechtsextremisten dieser Zeiten abheben auf die alten Zeiten. Über seine Zuhörer sagt ein brauner Liedermacher: »Sie sollen ihre germanischen Wurzeln wiederfinden. Und wer seine Wurzeln und damit sich selbst findet, der muss automatisch ein Feind des aktuellen Systems sein.«

Aber es verwundert, dass ein Mann wie der Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Heinrich Böll in einem Essay für die »Zeit« jedem Deutschen empfahl, doch einmal in der »Germania« zu blättern. Schließlich gebe sie, schrieb der Kölner, »eine der ältesten, wenn nicht die älteste Auskunft über unsere Vorfahren«. Nichts davon ist wahr. Schriftsteller Tacitus hat die

Germanen beschrieben, die er brauchte.

»Cäsar hat die Germanen erfunden«

Der Althistoriker Mischa Meier über die vergebliche Suche nach dem Wesen der nordischen Völker, Spionage am Limes und die Integration der einstigen Gegner ins Römische Reich.

Das Gespräch führten die Redakteure Norbert F. Pötzl und Johannes Saltzwedel.

SPIEGEL: Professor Meier, gab es die Germanen überhaupt?

MEIER: Schwierige Frage. Es gibt Menschen, die Germanen genannt wurden und werden, aber entscheidend ist, aus welcher Perspektive das geschieht: Ist ein Sprachverband gemeint, oder sind es Leute, die in einem Gebiet wohnen, das als Germanien bezeichnet wurde? Nennen sie selbst sich so, oder werden sie von anderen so genannt?

SPIEGEL: Wer hat den Namen denn erfunden?

MEIER: Auch das ist nicht klar. Niemand hat plausibel erklären können, woher das Wort »Germane« stammt. Man hat es aus keltischen, germanischen oder lateinischen Sprachwurzeln herleiten wollen, aber kein Versuch hat wirklich überzeugt.

SPIEGEL: Immerhin war es ja wohl zuerst der griechische Wissenschaftler Poseidonios, der von Germanen gesprochen hat, oder?

MEIER: Ja – früher liegt nur Ende des 3. Jahrhunderts vor Christus eine kalendarische Inschrift, in der ein römischer Feldherr namens Marcellus erwähnt wird, der »Gallier und Germanen« besiegt haben soll. Ziemlich wahrscheinlich aber wurde der Name an dieser Stelle erst viel später, zur Zeit des Augustus, aus politischen Gründen eingefügt.

SPIEGEL: So viel Zweifel über einen so alten Begriff – vor allem einen, der jahrhundertelang von der Aura urzeitlich-heldischer Größe umgeben war. Wie konnte das passieren?

MEIER: Bis 1945 hatte man relativ klare Vorstellungen über die Germanen, wo

sie hingehören und wo sie herkommen. Die beruhten aber auf ganz wenigen wirklichen Informationen. Man verließ sich darauf, dass die Germanen eine geschlossene Kultur und Denkart entwickelt hätten, die sich kontinuierlich über lange Zeiträume bis ins Mittelalter durchgehalten habe. Das Wesen dieses Germanentums, das, wie es schien, auf Freiheit, Ehre, Treue und ähnliche Überzeugungen großen Wert legte, wollte man verstehen. Dazu wurde alles aufgeboten, was sich von Osteuropa bis Skandinavien und Island an sprachlichen, schriftlichen und archäologischen Spuren und Parallelen fand.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

MEIER: Die Thingversammlung, die alljährlich in Island stattfindende politische Beratung, glaubte man in einer winzigen Tacitus-Stelle wiederzuerkennen. Das genügte, um die Institution rückprojizierend auf alle Germanen hochzurechnen. Zwar gab es auch früher Skeptiker, aber erst nach 1945 wurde klar, welch fatales ideologisches Konstrukt diese Wesenssuche heraufbeschworen hatte. Seither ist fast alles, was man zu wissen glaubte, zerfasert und in Frage gestellt worden.

MISCHA MEIER

Der seit 2004 in Tübingen lehrende Professor für Alte Geschichte ist Fachmann für antike Historiografie und die Geschichte der Spätantike. Zuletzt veröffentlichte Meier, Jahrgang 1971, als Co-Autor das Buch »August 410« über den Westgoten Alarich, der als erster germanischer Herrscher Rom einnahm.

SPIEGEL: Wann setzt die Mythisierung ein? Im national gesinnten 19. Jahrhundert? In der Renaissance, die Tacitus’ »Germania« wiederentdeckte?

MEIER: Die entscheidende Zäsur liegt schon bei Cäsar. Ein bisschen überspitzt kann man behaupten: Cäsar hat die Germanen erfunden.

SPIEGEL: Soll das heißen, für die Epochen zuvor darf man nicht von Germanen reden?

MEIER: Das ist eben kompliziert. Sie können sprachlich argumentieren …

SPIEGEL: Aber woher gewinnt man sprachliche Zeugnisse, und wie datiert man sie?

MEIER: Eben, da fangen die Probleme schon an. Archäologisch gibt es auch kaum

Gewissheiten. Man kann vielleicht die Jastorf-Kultur abgrenzen, die von etwa 600 vor Christus bis zur Zeitenwende besteht. Aber wie germanisch ist sie? Oder es wird eine Gewandspange ausgegraben, eine Fibel. Aber was macht diese Fibel zur germanischen Fibel? Selbst die »Germania« des Tacitus lässt einen oft ratlos. Da wird eine Gottheit Nerthus erwähnt, die man am liebsten mit Freia oder anderen identifizieren wollte – alles Spekulation.

SPIEGEL: Tacitus war selbst nie in Germanien. Woher bezog er die Informationen, wie verlässlich sind sie?

MEIER: Das ist das nächste Problem. Man kann noch härter fragen: Sind es überhaupt Informationen, was Griechen und Römer für ihre jeweiligen Zwecke festhalten, filtern und formulieren? Immer enden wir bei Konstrukten und Zuschreibungen.

SPIEGEL: Liefert denn wenigstens Cäsar Fakten?

MEIER: Ja, ein paar. Zum Beispiel erwähnt er, dass Ariovist ganz anders sprach als die Gallier. Ein weiterer klarer Unterschied zu den Kelten: Die Germanen haben keine Druiden.

SPIEGEL: Das klingt aber reichlich holzschnitthaft.

MEIER: Ist es auch. Die Pauschalität zeigt das Problem. Cäsar schreibt Kriegsberichte als Eigenwerbung; er muss begründen, warum er mit dem Erobern aufgehört hat, und will dazu nur knapp den ethnischen Unterschied benennen.

SPIEGEL: Sein Feind-und Fremdbild ist also eine primitive Karikatur?

MEIER: Das wäre zu hart. Aber es geht nicht um Objektivität im heutigen Sinne. Auch die Antike behalf sich mit Konstrukten. Hautfarbe, Körperbau, eine fremde Sprache, die nicht keltisch klang – das genügte meist als Markierung des Andersseins.

SPIEGEL: Dieses Fremdbild wirkte wohl auch auf die Germanen zurück?

MEIER: Das ist unter den Althistorikern gerade ein großes Thema. Ohne den Bezug zum Römerreich sind die »Germanen« kaum denkbar. An den langen Grenzen entstehen Kontakt-und Übergangszonen der Kommunikation und des Handels; Güter wandern hin und her. Ein germanischer Anführer, der eine römische Waffe oder römisches Münzgeld vorweisen kann, gilt unter seinen Leuten mehr als zuvor, denn er hat Kontakt zum paradiesisch erscheinenden, technologisch gesegneten Süden, zur fernen Welt der Schönen und Reichen. Es

ist archäologisch nachgewiesen, dass die römischen Kaiser Luxusgüter, beispielsweise prächtige Teller, eigens als Geschenke haben produzieren lassen.

SPIEGEL: Als Belohnung für Treue?

MEIER: Zum Beispiel.

SPIEGEL: Wer mag denn mit Geschenken des Feindes prahlen?

MEIER: So kriegerisch lebte es sich an der langen, langen Grenze ja gar nicht. Die Quellen erzählen viel von Konflikten; der normale Alltag in friedlicher Koexistenz kommt bei weitem zu kurz. Dabei sind genügend Germanen ins Römische Reich gegangen, wo sie ihr Glück suchten und nicht selten fanden. Übrigens gab es auch römische Lebensweise im Barbarenland.

SPIEGEL: Wie soll man sich das denken?

MEIER: Im heutigen Moldau, weit entfernt von der römischen Grenze, hat man eine Ansiedlung des 4./5. Jahrhunderts ausgegraben, die von Säulen eingefasst ist. Tief im Barbaricum baut sich also jemand sozusagen eine römische Villa nach. Wohl ein Einheimischer, der im Süden reich geworden war – vielleicht als höherer Offizier – und nach der Rückkehr auch daheim sein Römertum pflegen wollte. Der Säulenschmuck steigerte sein Ansehen vor Ort natürlich gewaltig.

SPIEGEL: Fremdbilder, Kontakte – schön und gut, aber was glaubt man heute über die Germanen selbst noch zu wissen?

MEIER: Es war eine Gesellschaft aus Freien und Unfreien, in denen hier und da jemand eine Führungsrolle spielte und Gefolgschaft um sich sammelte. Man lebte bäuerlich, in kleinen Siedlungen, von Viehzucht und, auf eher bescheidenem Niveau, Ackerbau.

SPIEGEL: Nirgendwo ein König?

MEIER: In der Spätantike kann das schon vorkommen. Jedenfalls taucht das lateinische Wort »rex« auf, was immer es konkret bedeuten mag.

SPIEGEL: Wie können arme Viehzüchter so unentwegt kriegerisch sein, wie Tacitus und andere sie schildern?

MEIER: Cäsar, Tacitus und ihre Kollegen folgen dem Repertoire dessen, was in der Antike von barbarischen Völkern behauptet wird: Sie seien wild, primitiv, kräftig und angriffslustig, aber auch feige, schnell erschöpft, disziplinlos und so weiter. Dass es Unruhen und Krieg mit ihnen gab, liegt einfach in der Natur der riesigen Grenze, die ja ein enormes Zivilisationsgefälle bezeichnet. Interne Rivalitäten und Zusammenstöße gab es unter den Kelten, unter den griechischen

Stadtstaaten und anderswo auch, das ist nichts speziell Germanisches.

SPIEGEL: Wollen Sie die Germanen zu ganz normalen Landeiern erklären? Rom ist doch beeindruckt und entsetzt von der Kampfkraft dieser Menschen – seit dem 2. Jahrhundert vor Christus bis in die Spätantike muss die Supermacht Niederlagen einstecken.

MEIER: Allerdings, die Römer waren hochnäsig und büßten es, immer wieder. Bei genauem Blick auf die Quellen erkennt man zum Beispiel, dass die Gegner meist keineswegs so unorganisiert antraten, wie das die römische Propaganda stereotyp verkündet.

SPIEGEL: Lernten die Germanen, sich auf den Gegner einzustellen? Spionierten sie Schwächen und Strategien aus?

MEIER: Kundschafter hatten sie mit Sicherheit schon früh. Für die Spätantike sind Spionageaktionen gut bezeugt. An Grenzen findet man auch immer wieder Überläufer, und vor allem Händler leisteten gern Kundschafterdienste. Oder jemand verplappert sich einfach. Da gibt es den Fall eines entlassenen Legionärs, der sich irgendwo im Grenzgebiet niederlässt und im Beisein von Germanen versehentlich ausplaudert, dass das Imperium gerade den hoffentlich entscheidenden Schlag gegen die Goten vorbereitet.

SPIEGEL: Pech für Rom. Und wie stellte sich das Imperium auf den Gegner ein?

MEIER: Epoche machend ist die Heeresreform seit etwa 260: Anstatt große Legionen in Lagern bereitzuhalten, die viel zu schwerfällig sind, teilt man das Heer in kleinere Einheiten auf. In Grenzkastellen liegen Besatzungen, die Limitanei. Daneben gibt es mobile Eingreiftruppen, die Comitatenses. Es geht zunächst um den Schutz Italiens. Konstantin vollendet diese Umstrukturierung.

SPIEGEL: War der germanische Limes, der Grenzwall vom Rheinland bis weit hinunter an die Donau, untauglich geworden?

MEIER: Nein, er hatte seit Kaiser Domitians Kriegen gegen die Chatten am Ende des 1. Jahrhunderts gute Dienste geleistet und war danach immer weiter verstärkt worden. Dank fester Durchgänge, Posten und Marktorten ließen sich Verkehr und Handel in beiden Richtungen einigermaßen kontrollieren.

SPIEGEL: Aber Rom räumte dann doch ein Gebiet hinter dem Limes. Ein Zeichen von Schwäche?

MEIER: Das geschah im 3. Jahrhundert, weil das von enormer Inflation gedrückte, anfällig gewordene Imperium einfach seine Grenzen verkleinern musste, wenn

es sich genügend schützen wollte.

SPIEGEL: Was hinderte da die Germanen, Rom direkt anzugreifen?

MEIER: Nun, es gab eben nicht die Germanen, es gab einzelne Gruppen mit jeweils eigenen regionalen Interessen.

SPIEGEL: Innerhalb des Römischen Reiches lebten mittlerweile auch etliche Germanen.

MEIER: Und ob: In der Regel als kriegsgefangene Sklaven, einige Händler, wenige besonders kräftige auch als Gladiatoren oder Gardisten …

SPIEGEL: … die vielleicht auch ihres Aussehens wegen als Exoten galten?

MEIER: Sicher; germanische Leibwachen haben geradezu eine Tradition in der Antike. Schon im klassischen Athen gab es die skythischen Polis-Sklaven, eine Art Polizeitruppe, die von der Stadt angestellt war. Noch in Byzanz stellten Wikinger die Warägergarde.

SPIEGEL: Das sind aber Sonderfälle. Wann begann die eigentliche Integration von Germanen ins Römische Reich?

MEIER: Vom 3. Jahrhundert an wird das Zusammenleben immer intensiver. Bis in die höchsten Kreise trifft man von nun an Germanen an. Ein berühmter Fall ist um 400 der Heerführer und »Regent« Stilicho, ein Halbvandale als Römer.

SPIEGEL: Um diese Zeit hat nach geläufigen Geschichtsbüchern schon die Völkerwanderung begonnen, an der Germanen erheblichen Anteil haben. Warum beginnen Völker oder besser Stämme zu wandern?

MEIER: Üblicherweise lautet die Antwort: weil von Osten die Hunnen herandrängen und wie im Dominoeffekt alle anderen einander ausweichen.

SPIEGEL: Ein plausibles Szenario?

MEIER: Heutige Historiker finden, die Dominosteine kippen etwas zu rasch, und seltsamerweise fällt bis ins 5. Jahrhundert kein einziger historisch sicherer Hunnen-Name in der Überlieferung. Aber Druck muss es gegeben haben, so großen Druck, dass Germanen auf römisches Gebiet drängten. Versorgungsprobleme, Korruption und anderes führten dann bald zu Konflikten.

SPIEGEL: Und so verdrängt ein Stamm den anderen?

MEIER: Das auf eine Karte zu zeichnen ist eigentlich irreführend, auch die Pfeile zwischen altem und neuem Wohnsitz. Da zogen doch kaum je ganze Verbände mit Mann und Maus geschlossen durch Europa.

SPIEGEL: Also gibt es letztlich gar keine Völkerwanderung?

MEIER: Wissenschaftlich könnte man auf den Namen verzichten: Der Volksbegriff des 19. Jahrhunderts taugt für die Germanen nichts, und wer wie und warum wandert, ist ein sehr komplexes Problem, das sich in jedem Einzelfall anders gestaltet. Dennoch hat noch niemand das Wort durch etwas Plausibleres ersetzt.

SPIEGEL: Da bewegten sich also mal einzelne Menschen oder Familien, dann Kriegergruppen bis hin zu ganzen Stämmen?

MEIER: Jeder Fall ist wieder anders. Wer waren zum Beispiel die Leute, an deren Spitze Alarich um 400 steht? Wohl doch eher ein Heeresverband, vielleicht mit gewissem Anhang. Die Großgruppe, die 429 Afrika erreicht, Vandalen und Alanen, scheint dagegen sehr bunt gemischt gewesen zu sein, darunter eher weniger Krieger. Die Hunnen sind ein reiner Reitertrupp. Und bei den Goten auf dem Balkan erkennt man rivalisierende Kriegergruppen, manchmal mit Anhang; sogar Fremde, etwa Rugier, sind dabei.

SPIEGEL: Warum einfach, wenn es auch kompliziert geht?

MEIER: An Wagentrecks, wie wir sie aus unseren Western kennen, sollten wir jedenfalls lieber nicht mehr denken.

SPIEGEL: Auch nicht an Kolonisierung?

MEIER: Wenn schon, muss man fragen, wie die vonstattenging – vermutlich auch nach keinem einheitlichen Muster.

SPIEGEL: Immerhin lösen Reiche, die von Germanen, oft nur einer Minderheit, gelenkt werden, im Westen allmählich die römische Herrschaft ab …

MEIER: … solange Ostrom mitmacht. Es gibt viele schöne Geschichten, um Nachfolge zu legitimieren, etwa bei Odoaker oder seinem Nachfolger Theoderich. Aber letztlich lässt Byzanz die neuen Barbarenregenten nur gewähren, solange es drängendere Probleme hat. Bei nächster Gelegenheit, unter Justinian, kommt dann 535 die Intervention in Italien.

SPIEGEL: Nur gut drei Jahrzehnte bleiben, bis die Langobarden Norditalien erobern. Wieder mal Gunst der Stunde?

MEIER: Ja, weil Byzanz dort nicht so viele Soldaten in Bereitschaft halten konnte und auch nicht so gern zweifelhafte fränkische Hilfstruppen einsetzen wollte.

SPIEGEL: Ein Germanenstamm übernimmt – Ironie der Geschichte – das Erbe des weströmischen Reiches.

MEIER: Tut er das?

SPIEGEL: Nicht de jure, zugegeben.

MEIER: Als legitimer Nachfolger Roms im Westen etabliert sich erst Karl der Große …

SPIEGEL: … ein Franke, der angeblich sogar alte Heldenlieder hat sammeln lassen. Tritt da nicht doch ein Germane als weltgeschichtlicher Erbe des Imperiums auf?

MEIER: Wie viel »Germanisches« steckt in Karl dem Großen? Schon in der Spätantike konnten manche Leute nach Bedarf Identitäten wechseln. Wer hier Überdauerndes festklopfen will, trägt zum Verständnis der Sache nichts bei. Menschen sind in diesen frühen Zeiten weit weniger durch Herkunft oder gar Nation geprägt, als man das heute vermuten würde.

SPIEGEL: Mögen Sie da überhaupt noch eine Antwort geben auf die Frage: Wann ist es mit den Germanen vorbei?

MEIER: Sprachlich gesehen sind wir immer noch Germanen. Das Wort »Germane« verschwindet in den Quellen aber schon im 4. Jahrhundert, ziemlich früh. Dazwischen dürfen alle sich das Passende aussuchen.

SPIEGEL: Professor Meier, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

TEIL I
DIE URSPRÜNGE

Reicher Bauer, großer Stall

Archäologen haben Siedlungen, Opferstätten und andere Spuren der Germanen entdeckt. Erkenntnisse über deren Lebensweise lassen sich daraus aber nur schemenhaft ableiten.

Von Angelika Franz

»Nehmen Sie im Bachtal Rücksicht auf die Tiere!«, bittet die dänische Tourismuszentrale Besucher des Illerup Ådal, eines Naturschutzgebiets rund 20 Kilometer südwestlich von Århus. Es ist ein idyllischer Ort. Sumpfige Moorwiesen wechseln sich mit schattigen Hainen ab, Fauna und Flora können hier ungestört leben. Doch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ging es im hübschen Illerup Ådal weniger um das Leben als um den Tod. Dicht unter der Torfdecke liegen Hunderte von Leichen. Das Illerup Ådal ist nicht nur ein Naturschutzgebiet, sondern auch die größte bekannte Stätte für Menschenopfer in Nordeuropa. Ganze Heere brachten die Menschen hier ihren Göttern dar.

Aber nicht nur die Knochen geopferter Krieger liegen hier, sondern auch über 15000 Teile ihrer Waffen, Schilde und persönliche Gegenstände. Nach mindestens vier Schlachten wurden in den Jahren zwischen 200 und 500 nach Christus Schwerter, Speere und Schilde der Besiegten in dem flachen See versenkt, der damals das Bachtal ausfüllte. Bevor die Sieger sie, in Stoffbündel gewickelt, von Booten aus in den See warfen, zerhackten sie die Waffen – so gründlich, dass keine Menschenhand sie mehr würde führen können.

Nur wer hat hier wen geopfert? Und warum? Schriftliche Berichte von auch nur einem der Gemetzel gibt es nicht. Kein Heldenlied erzählt von den Taten der Triumphierenden, kein Klagelied schildert die Leiden der Unterlegenen. Alles, was wir heute über die Geschehnisse im Illerup Ådal wissen, haben Archäologen mühsam anhand der Funde rekonstruiert.

Die meisten der Waffen stammen aus der ältesten Opferung, dem sogenannten Fundplatz A. Ihre Geschichte beginnt an einem Tag im frühen 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Etwa 1000 Mann brachen in rund 50 Booten von der Westküste der skandinavischen Halbinsel gen Süden auf. Sie ruderten das Kattegat hinunter bis zur Ostküste Jütlands. Doch auf die Männer wartete keine fette Beute, sondern Sklaverei oder der Tod. Die Angegriffenen müssen gewarnt und gut vorbereitet gewesen sein. Sie empfingen die Eindringlinge aus dem Norden, wehrten die Attacke ab, besiegten und entwaffneten schließlich die feindlichen Krieger. Zusammen mit den Waffen mussten die Unterlegenen auch

abgeben, was sie bei sich trugen. So gelangten vor allem Kämme und Feuerzeuge in die Opferbündel und schließlich auf den Grund des Sees.

Diese persönlichen Gegenstände waren es, die den Archäologen schließlich die entscheidenden Hinweise auf die Herkunft der Angreifer gaben. Denn die Kämme waren aus Geweihen von Rentieren oder Elchen gefertigt – beides Tierarten, die im Illerup Ådal nicht vorkamen. Und die Steine, auf denen die Angreifer mit dem Eisen das Feuer schlugen, waren Quarzite. Im Illerup Ådal benutzte man dazu Flint, den klassischen Feuerstein. Den aber gab es auf der skandinavischen Halbinsel nur selten, also behalf man sich dort mit Quarzit. Rentiere, Elche und Quarzit: Die Spur führte nach Westskandinavien.

An den Waffen dagegen ließ sich kaum etwas erkennen. Die Soldaten hatten anscheinend von Händlern gekauft, was gerade im Angebot war – oder auf Raubzügen eingesammelt, was sie den Händen der Feinde entwinden konnten. Speere, Lanzen und Schilde stammten aus dem gesamten skandinavischen Raum. Unter den Schwertern und Schwertscheiden fanden sich aber auch etliche, die ursprünglich für römische Soldaten hergestellt worden waren. So zusammengewürfelt ihr Arsenal aussah – bei den Angreifern handelte es sich um alles andere als um einen marodierenden Haufen. Davon zeugt, wie die Waffen ihrer Qualität nach auf die Krieger verteilt waren.

An der Spitze der Truppe standen Heerführer, erkennbar an ihren prunkvollen Schilden mit Buckeln – dem zentralen Hand-und Griffschutz – aus Gold und Silber. Sechs Stück bargen die Archäologen am Fundplatz A. Auf der nächsten Rangstufe folgten die Offiziere, repräsentiert durch 36 bronzene Schildbuckel. Vom gemeinen Fußvolk sind schließlich etwa 350 Schildbuckel aus Eisen erhalten geblieben. Diese straffe Organisation der Truppe trägt eindeutig eine römische Handschrift. »Es ist nicht nur der größte Fundkomplex römischer Schwerter, den wir kennen«, interpretiert Michael Meyer, Prähistoriker an der Freien Universität Berlin, den Fundplatz A. »Die Bewaffnung der Krieger von Illerup zeigt auch, dass bis zu einem gewissen Punkt sogar die Gliederung germanischer Heere an römische Verhältnisse angepasst wurde.« Meyer muss es wissen: Sein Spezialgebiet sind die Germanen, aber auch mit römischer Bewaffnung ist er bestens vertraut. Meyer leitet die Ausgrabungen am Harzhorn, wo im Jahr 233 Germanen und Römer erbittert gegeneinander wüteten.

Auf die Anzahl von rund 1000 Kriegern, die gen Jütland ruderten, sind die

Archäologen durch Hochrechnungen anhand der gefundenen Waffen und der noch unausgegrabenen Flächen gekommen. 1000 kampffähige Männer, die bereit sind, in einen Krieg zu ziehen, sind eine Menge Menschen – vor allem in einer Gesellschaft, die keine Städte kannte und nur wenig Arbeitsteilung. Zu Hause musste fast jeder Mann selbst zusehen, wie er mit den Erzeugnissen seines eigenen Hofes, seines Ackers und seines Viehs die Familie ernährte.

Was erhofften diese Männer sich von der Fahrt nach Süden, für die sie ihr Leben und die Versorgung ihrer Frauen und Kinder riskierten? Welche Person oder welches Ereignis konnte so viele Krieger zu einem derartigen Wagnis mobilisieren? Wer oder was auch immer es war, hinter dem Feldzug stand eine straffe Organisation. Jemand, der den Impuls gab. Jemand, der über die Mittel verfügte, die gewaltige Truppe vom Plan zu informieren, sie anzufeuern, zu versammeln, mit Waffen zu versorgen und schließlich auf den Weg zu bringen. Tausend Männer, die zuvor vereinzelt auf weit voneinander entfernten Höfen über ein großes Siedlungsgebiet verteilt lebten. Wer es war, wissen wir nicht. Nur, was er gehabt haben muss: große Macht.

Aber wie die Welt aussah, von der aus die Krieger aufgebrochen waren, lässt sich beschreiben. Sie unterschied sich nämlich – im Gegensatz zum Aufbau des Heeres – deutlich von der römischen. »Archäologisch gelingt die Unterscheidung von Römern und Germanen auf den ersten Blick sehr gut«, erklärt Meyer. »Germanen haben keine Städte, sondern wohnen in Weilern mit einfachen Häusern, sie bauen nicht mit Steinen oder Ziegeln, sie betreiben eine ganz andere Art der Landwirtschaft und kennen in der Regel keine zentralisierte Produktion.« Die germanische Welt sah aus wie in Feddersen Wierde. Der Marschboden dort vor der Wesermündung ist dicht, feucht und enthält kaum Sauerstoff: einer der Lieblingsböden von Archäologen, denn ohne Sauerstoff können die organischen Reste sich nicht zersetzen. So blieb in Feddersen Wierde ein germanisches Dorf genau so zurück, wie die Sachsen es verließen, als sie im 5. Jahrhundert nach Britannien aufbrachen, um dort gemeinsam mit den Angeln ein neues Leben zu beginnen.

Bei den Ausgrabungen der Niedersächsischen Landesstelle für Marschen-und Wurtenforschung in den Jahren zwischen 1955 und 1963 fanden die Archäologen Häuser, Zäune, Werkzeuge, Geschirr – eine komplette Siedlung, fast unversehrt. Das Leben war eng in Feddersen Wierde. Man rückte dicht

zusammen: Mensch an Mensch, Tier zu Tier, auch Mensch neben Tier. Alle wohnten gemeinsam in sogenannten Wohnstallhäusern. Der Bauplan war meist der gleiche: Zwei parallele Reihen von Eichenpfosten stehen in etwa drei Meter Abstand voneinander. An dieses Mittelschiff schließt sich jeweils links und rechts ein in der Regel 1,5 Meter breites Seitenschiff an, das an einer Reihe von Außenpfosten endet. Nicht nur längs, auch quer ist das Haus in drei Teile gegliedert. Der vordere Teil ist der Wohnbereich. Hier, um die zentrale Feuerstelle, spielt sich das Leben ab: Die Familie isst, trinkt, schläft, erzählt sich Geschichten. Damit die Flammen der Feuerstelle nicht auf die tragenden Pfosten des Mittelschiffs überspringen, sind diese hier weiter auseinandergerückt. An den Wohnteil schließt sich der schmalere Wirtschaftsbereich an. Hier lagern Geräte, vielleicht auch kleine Vorräte. Wer in das Haus eintritt, muss als Erstes diese Zone passieren, denn hier liegen die beiden Türen. So gelangt keine Zugluft in den Wohnbereich oder in den dritten, hinteren Teil des Hauses, den Stall. Das Kleinvieh lebt hier in Verschlägen, die Kühe stehen paarweise in Boxen zwischen den Pfosten. Ihre Köpfe zeigen zur Wand, das Hinterteil ragt zum Mittelgang. So lässt sich der Stall gut sauber halten: Der Mist kann leicht über die Stallgasse nach draußen geschoben werden.

Dieses Bauschema war bei den Germanen der beliebteste Häusertyp. Von Skandinavien bis ins Mittelgebirge findet sich in den kleinen Dörfern meist das dreischiffige Wohnstallhaus als Grundmodell. Damit im Winter die schneidenden Sturmböen keine Angriffsfläche finden und die Innenräume auskühlen, richten die Germanen ihre Häuser mit der Schmalseite in den Wind; je nach Standort sind die Häuser also meist in west-östlicher oder nordwest-südöstlicher Richtung orientiert. Anders als die Römer nutzen die Germanen keine Steine zum Bau ihrer Häuser. Zwischen die tragenden Holzpfosten schlagen sie weitere Stangen ein und flechten dann Weidenzweige dazwischen. Diese Flechtwände verputzen sie mit Lehm. Eine praktikable Konstruktionsart, denn alles Nötige fand sich in unmittelbarer Umgebung, ließ sich leicht transportieren und verarbeiten.

Nur heutigen Archäologen macht diese Materialwahl ihre Arbeit denkbar schwer. Längst ist das organische Material der meisten Wohnstallhäuser vergangen; wenig mehr ist von ihnen übrig als mühsam zu entdeckende dunkle Schatten im Boden. Nur an Orten, wo der Boden so feucht und ungestört ist wie

auf der Feddersen Wierde, überdauerten die fragilen Flechtwände die Jahrhunderte.



In der Breite unterscheiden sich die Häuser kaum. Und auch die Länge des Wohnteils bleibt erstaunlich konstant über alle Epochen und Regionen. Die Familie, ob arm oder reich, begnügt sich mit einer Raumtiefe, die das zentrale Herdfeuer noch gut warm hält. Für den Rest des Hauses aber gilt: Zeige mir deinen Stall, und ich weiß, wie reich du bist. Je länger der hintere, tierische Trakt des Hauses, desto mehr Vieh stand darin – desto wohlhabender war der Hausbesitzer. Auf der Geestinsel Flögeln, ganz in der Nähe der Marschsiedlung Feddersen Wierde, lässt sich auch beobachten, wie die Häuser im Lauf der Jahrhunderte länger wurden. Im 1. Jahrhundert nach Christus maßen sie im Durchschnitt noch 20,3 Meter. Im 2. Jahrhundert waren es schon 30,85 Meter, im 3. Jahrhundert stolze 33,9 Meter. Im 4. Jahrhundert schließlich, unmittelbar

bevor die Siedlung aufgegeben wurde, erreichten die Häuser im Durchschnitt gar die Prachtlänge von 38,1 Metern.

Spannender als jede literarische Familiensaga ist, was sich an den Veränderungen der Häuser auf der Feddersen Wierde ablesen lässt. Als die ersten fünf Familien in die Marsch kamen, um hier draußen an der Küste ein neues Dorf zu gründen, scheinen alle untereinander mehr oder minder gleichberechtigt gewesen zu sein. Ihre Häuser standen zu ebener Erde und waren etwa gleich groß. Doch bald schon erzwangen die Sturmfluten, die immer wieder das Dorf überspülten, erste Veränderungen. Die Bewohner beginnen, ihre Häuser auf Wurten (Warften) zu errichten. Sie untermischen den Kleiboden der Marsch mit Stallmist und schichten Hügel auf, auf deren Kuppen ihre Häuser nun über den Fluten stehen, wenn die Frühjahrs-und Herbststürme das Wasser der Nordsee die Wesermündung hinauf ins Inland drücken. Trotz solcher Bedrohung scheint das Leben in der Marsch attraktiv zu sein; bald schon sind es elf Höfe.

An der Wende zum 2. Jahrhundert wird aus den Einzelhöfen ein Dorf. Die Bewohner füllen die Entwässerungsgräben zwischen den Wurten auf und erhöhen das Areal zu einem einzigen großen Siedlungshügel. Auf der dem Wasser zugewandten Seite des Hügels planieren sie die Fläche zu einem freien Platz. Ihm sind künftig alle Häuser zugewandt. Statt Gräben trennen nun Zäune die einzelnen Grundstücke voneinander. Wer gab den Anstoß zu diesem Umbau? War es eine Gemeinschaftsentscheidung? Oder hatte sich in dem anfangs so demokratisch anmutenden Dorf mittlerweile eine Einzelperson über die anderen aufgeschwungen und die Entscheidungsgewalt in die Hand genommen?

Tatsache ist, dass vom 2. Jahrhundert an ein Hof sich deutlich von den übrigen unterscheidet. Er liegt in der Mitte des Dorfes. Im Stall des Haupthauses ist Platz für 32 Rinder, doch zu dem Gehöft zählen eindeutig noch mehrere kleinere Wohnstallhäuser sowie ein Gebäude, das nur für handwerkliche Arbeiten genutzt wird. Bald entsteht auf dem Gelände noch ein weiteres ungewöhnliches Haus: eine große Halle, in der weder Vieh steht noch handwerklich gearbeitet wird. Wozu dient sie dann? Empfangen die Menschen der Feddersen Wierde hier Gäste aus anderen Dörfern? Halten sie hier ihren Dorfrat ab? Wird hier gefeiert und getanzt? Jedenfalls ist ihnen diese Halle so wichtig, dass sie das Gebäude

noch einmal mit einem eigenen kleinen Deich schützen.

Im 3. Jahrhundert weitet das Dorf sich nach Norden aus. Auf dem neuen Land entstehen weitere Werkstätten. Wo die bisherigen standen, werden Vorratsspeicher gebaut. Ein zweites Hallenhaus kommt hinzu, außerdem ein offener Platz vor der Versammlungshalle. Auf diesem Platz steht eine Tränke – möglicherweise wurde hier Viehmarkt abgehalten. Kamen nun auch Menschen von weiter her auf die Feddersen Wierde, um mit den Bewohnern Handel zu treiben? Falls das stimmt, fand der Markt jedenfalls direkt vor der Haustür des großen Herrenhofes statt.

Der Reichtum dieser Familie ist auch nicht mehr nur an der Stalllänge abzulesen; das Innere des Hauses ist ebenfalls prächtig ausgestattet. Wer in das Haus hinein durfte, konnte die aufwendig verzierte Feuerstelle des Hauses bewundern. Unter der Feuerstelle war ein Opfertier, ein Schwein, deponiert worden. Unbekannt freilich ist, welchen Titel der Hausherr trug. War er lediglich Dorfvorsteher? Oder hatte er das Sagen über ein größeres Gebiet, etwa mehrere Dörfer? Spielte er gar eine Rolle in der Leitung seines Stammes, der Chauken, die zu beiden Seiten der unteren Weser siedelten? Hatten seine Vorfahren auf der Seite von Arminius in der Varusschlacht gekämpft? Bezog er – was archäologisch auch nur schwer nachzuweisen wäre – seine Einkünfte gar nicht nur aus dem Ackerbau und der Viehwirtschaft, sondern ebenfalls, wie einige historische Quellen den Chauken nachsagen, aus der Seeräuberei?

Seinem Dorf jedenfalls ging es gut. Im 3. Jahrhundert standen 26 Betriebe auf der Wurt, bevölkert von wahrscheinlich rund 300 Menschen, die 450 Stück Großvieh besaßen. Doch allmählich änderten sich die Aktivitäten der Dorfbewohner. Statt ihre Rinder im Sommer zum Grasen auf die Prielränder zu schicken und den Kleiboden zu bewirtschaften, verdienten sie ihren Unterhalt zunehmend als Handwerker und Händler. Im 4. Jahrhundert wurden nur noch 240 Stück Großvieh auf der Feddersen Wierde gehalten. Von allen Wohnstallhäusern hatte lediglich der Herrenhof noch ebenso viele Stallplätze für Rinder wie zuvor. Aus den ehemaligen Bauern waren feine Herrschaften geworden. Sie aßen ihr Essen mittlerweile aus Schüsseln, die aus dem großen Römischen Reich in die kleine Ansiedlung gekommen waren. Die Römer indes nannten sie nicht mehr Chauken, sondern bezeichneten sie zusammen mit weiteren Stämmen der Region nun als Sachsen.

Um das Jahr 450 nach Christus dann packten die Bewohner der Feddersen Wierde ihr Hab und Gut zusammen. Vielleicht war es ein Befehl, den der Herr des Haupthofes an seinem prächtig verzierten Herdfeuer aussprach. Vielleicht war es ein Beschluss, den alle Bewohner gemeinsam in der Versammlungshalle diskutiert hatten. Vielleicht war es auch der Erlass eines weiter entfernt lebenden Stammesführers, dem man sich fügte. »Go west, young man, go west!«, hieß er. Die Sachsen, und mit ihnen die Bewohner der Feddersen Wierde, machten sich auf nach Britannien.

Ein weiteres großes Geheimnis hat die Marsch noch nicht preisgegeben: Wo sind all die Toten hin? Tausende müssen es gewesen sein, die im Laufe der Jahrhunderte auf der Wurt lebten und starben. Doch ihre Gebeine sind spurlos verschwunden, außer von ganz wenigen, die bei den Häusern bestattet wurden. Eines dieser Gräber liegt am Rande des Herrenhofes. Die Knochen wurden in einem kleinen Totenhaus bestattet, direkt über der Leiche eines Pferdes. Welche Ereignisse, welche Entschlüsse, die er zu Lebzeiten fasste, machten den Verstorbenen so wichtig, dass die Menschen ihn auch nach seinem Tod dicht bei sich haben wollten? Das verraten die Funde nicht. Friedhöfe anderer Siedlungen erzählen mehr über die Totenbräuche und damit auch über das Leben der Germanen. Dabei stellte sich bald heraus: Tacitus hatte keine Ahnung.

Die Germanen seien Menschen mit »ungeheuren Körpern« gewesen, schrieb der römische Historiker. Ganz so war es nicht: »Die anthropologische Untersuchung der Leichenbrände und Skelette zeigt keineswegs, dass Germanen besonders groß waren«, widerspricht Archäologe Meyer. Tote würden ausschließlich verbrannt, behauptet Tacitus. Von wegen: Die Germanen taten so ziemlich alles, was man mit Toten tun kann. Einige wurden verbrannt, andere nicht. Einige wurden in Urnen bestattet, andere in Särgen, Booten, Eimern, auf Brettern oder auch einfach nur im Boden. Auch dass Toten Waffen mit ins Grab gegeben werde, ist so pauschal falsch. Es kommt zwar gelegentlich vor, ist aber nicht die Regel.

Noch in einem anderen Punkt hat Tacitus an der Wahrheit vorbei geschrieben: Germanen, erklärt er, machten sich nichts aus Silbergeschirr. »Dass bei den Germanen Gefäße aus Silber – die von den Römern stammen – ebenso gering in Wert stehen wie Tongefäße, kann anhand der Ausstattung der Fürstengräber widerlegt werden«, kontert Meyer. Ein Paradefall ist mit Sicherheit das Grab des

sogenannten Fürsten von Gommern. Ehrenamtlichen Denkmalpflegern war im Jahr 1990 ein merkwürdiger Haufen Steine auf dem Gerstenberg bei Gommern in Sachsen-Anhalt aufgefallen. Darunter lag in einer zwei mal drei Meter großen hölzernen Grabkammer ein für die damalige Zeit sehr großer Mann – mit seinen Schätzen. Vieles davon stammte aus dem Römischen Reich: Münzen, ein wertvolles Trinkglas oder auch der silberne Schildbuckel. Dieser war tatsächlich einst ebenfalls ein Trinkgefäß gewesen; umgestülpt und auf der Mitte des Schildes befestigt, machte er sich nun überaus prächtig. Bemalt war der Schild leuchtend rot – mit Zinnober, das es damals nur auf der Iberischen Halbinsel gab. Die kontrastierende weiße Farbe hingegen war echte Kreide von der Ostsee. Die Anthropologen konnten nachweisen, dass der Besitzer mit etwa 25 bis 30 Jahren starb. Aber war er tatsächlich ein Fürst, ein Herrscher? Oder lediglich ein reicher Mann, der viel gereist war oder regen Handel mit anderen Teilen der bekannten Welt betrieben hatte?

Dass Knochen allein nur wenig über die soziale Stellung eines Toten aussagen, zeigt eindringlich der Friedhof von Rebenstorf im Landkreis Lüchow-Dannenberg. Obwohl die Archäologen hier über 1000 Brandgräber gezählt haben, fanden sie lediglich drei Beigaben: einen silbernen Halsring, einen Fingerring aus Silber und einen bronzenen Trinkhornbeschlag. Darf man daraus ableiten, dass in Rebenstorf alle an der Armutsgrenze lebten? Wohl kaum.

Ähnlich dünn ist das Eis, wenn es um die Interpretation der Funde selbst geht. Für wen und wie wurden Grabbeigaben ausgewählt? Entschieden religiöse Motive? Oder Vorlieben? In einem reichen Grab im dänischen Hoby auf der Insel Lolland beispielsweise fanden die Archäologen in einem germanischen Grab – wiederum Tacitus zum Trotz – kostbares römisches Silbergeschirr. Zwei Becher sind reich mit Szenen aus der Ilias von Homer verziert; auf einer Schale reckt sich die nackte Venus. Ein Indiz, dass der Tote der römischen Liebesgöttin huldigte oder sich gut in der griechischen Sagenwelt auskannte? Eher unwahrscheinlich.

So erleben Archäologen auf germanischen Friedhöfen immer wieder Überraschungen. Ganz in der Nähe von Feddersen Wierde liegt die Dorfwurt Fallward. Auf dem zugehörigen Friedhof fand sich ein zentrales Grab innerhalb eines Kreisgrabens. Der Tote war den Bewohnern offenbar sehr wichtig gewesen: Er lag in einem Holzsarg unter dicken gekreuzten Balken. Um den

Sarg herum hatten sie allerlei Holzgegenstände aufgestellt: einen Hocker, einen Tisch, Gefäße. Im Sarg selbst konnten die Ausgräber den Körper des Toten zunächst gar nicht ausmachen, so dick war er in kostbare Stoffe gehüllt. Als sie dann Schicht für Schicht entfernten, befand sich darunter gar kein großer Krieger, sondern ein zierliches Mädchen. Warum bekam sie als einzige Bewohnerin der Fallward so ein prächtiges Begräbnis? Dass die Kleine eine besondere Führungsrolle auf der Wurt spielte, ist jedenfalls eher unwahrscheinlich.

Im Krieg, in ihren Häusern oder auf ihren Friedhöfen bleiben die Germanen also auch aus archäologischer Sicht das, was die Nachbarvölker mitunter bis heute von ihnen denken: ziemlich schwer zu fassen.

Fliegende Misteln

Heilige Haine, Götter mit Decknamen, aber auch grässliche Endzeit-Untiere: In ihren Erzählungen von höheren Mächten bewiesen die Germanen blühende Mythen-Phantasie.

Von Mathias Schreiber

Ein Götterhimmel? Der germanische ist eher ein bizarres Göttergewimmel. Da wabert und west zum Beispiel inmitten der Frauen, Männer und Kinder von Stämmen wie den Avionen, Nuitonen und Eudosen die Göttin Nerthus. Als eine Art Mutter Erde besucht sie in einem Wagen die sieben Völker, von denen sie verehrt wird. Ihre Kultstätte ist ein heiliger Hain auf einer Meeresinsel. In diesem Wald steht ihre Luxuskutsche: ein prachtvoller, über vier große Räder bewegter, von einem Thron gekrönter, mit Tüchern überzogener Wagen. Am Fest der Göttin versteckt sich diese unter den Tüchern und wird von Kühen über die Insel kutschiert. Nur der Schamane darf den Wagen berühren und lenken. An diesem Tag müssen alle Waffen ruhen. Nach der heiligen Fahrt werden Wagen, Tücher und auch die Göttin in einem Moorsee irgendwo auf der Insel gereinigt. Diese Arbeit verrichten Sklaven. Sie werden anschließend im selben See ertränkt. In natura sehen dürfen die Göttin also nur Todgeweihte.

Über Nerthus, diese angeblich im Ostseeraum beheimatete Fruchtbarkeitsgöttin, sind Details nur bekannt, weil der römische Historiker Tacitus (um 58 bis um 120 nach Christus) in seiner »Germania« darüber berichtet hat. Tacitus ist für die Nerthus-Mythologie die einzige Quelle.

Für seinen Bericht sprechen immerhin die zahlreichen Räder und andere Prunkwagenteile, die von Archäologen gesichert werden konnten. Germanen des europäischen Nordens haben tatsächlich so manche Kutschenrelikte in Mooren, Seen und Flüssen versenkt – neben den ungenießbaren Teilen von Opfertieren, neben den erbeuteten Waffen des besiegten Feindes, neben Schmuckstücken und vielen anderen Dingen. Man huldigte so dem Stammesgott, wenn man einen Sieg errungen hatte.

Die Göttin Nerthus ist nach manchen Indizien für den Frühling und für das aufblühende Leben zuständig, damit auch für den Nachwuchs des Stammes. Allerdings kennt man auch die Namen etlicher weiterer Fruchtbarkeitsgöttinnen, zum Beispiel Ostara und Frija. Von friesischen und niederrheinischen Weihesteinen ist, in römischer Schrift, auch der Name der Göttin Nehalennia überliefert, einer mit Nerthus vielleicht verwandten – oder identischen? – Unterweltgottheit. Sie wurde von seefahrenden Händlern um Beistand und

Reichtum angerufen. Als ihre Attribute werden Schiffsteile und Fruchtkörbe bildlich dargestellt.

Jeder der zahlreichen germanischen Stämme hat offenbar eigene Götter, die mit denen des Nachbarstammes meist verwandt, aber selten gleich sind. Die göttliche Wirrnis ist die Folge der ethnischen Vielfalt. Denn es gibt weder ein einheitliches germanisches Volk noch etwa einen germanischen Staat, also auch keinen Staatsgott wie den römischen Jupiter.

Im Lauf jener Zeiten, die vor der Christianisierung liegen, also etwa vom 5. bis zum 9. Jahrhundert, bilden sich allerdings in einem Völkerbogen, der von den Alamannen in Süddeutschland bis zu den Nordgermanen in Schweden sowie den Wikingern in Norwegen und Island reicht, immer mehr kulturelle Gemeinsamkeiten heraus. Dabei treten einige Hauptgötter an die Bühnenrampe, denen dann regional und lokal die unterschiedlichsten Stammesgottheiten und Dämonen beigesellt werden. Die ergiebigste Quelle für all diese mythischen Geschichten ist jener Sagenschatz, den etliche »Lieder« – in Versen gefasste Erzählungen – etwa seit dem 9. Jahrhundert literarisch verarbeitet haben. Die berühmteste Sammlung solcher Lieder ist die erst im 13. Jahrhundert schriftlich festgehaltene altisländische Edda.

Odins Sippe
Germanische Götter

Audhumbla
Ur-Kuh; entstand aus dem Zusammentreffen von Wärme und Eis

Ymir
Frostriese; entstand wie die Ur-Kuh aus Schmelzwasser; wird von Odin und seinen Brüdern erschlagen, aus seinem Leichnam erschaffen sie die Welt

Buri
Ur-Riese; wird von Audhumbla aus dem Eis freigeleckt; zeugt aus sich selbst heraus einen Sohn

Bestla
Riesin; Mutter der drei ersten Asen

Börr
Riese

Fjörgynn

Lodur
Ase

Hönir
Ase

Jörd
Erdgöttin

Odin
einäugiger Göttervater, Weisester aller Asen

Frigg
Ehefrau Odins; Göttin der Liebe und der Frauen

Farbauti
Riese

Nal
Riesin

Thor
Donner- und Wettergott; Stärkster der Asen; kämpft mit der Midgardschlange und stirbt durch deren Gift

Tyr
Eltern: Odin und Frigg; Gott des Mutes; opfert seine Hand, um den Fenriswolf zu fangen

Hödr
blinder Gott; tötet ungewollt Bruder Balder

Loki
intelligent und intrigant

Angrboda
Riesin

Sigyn
Riesin

Nanna

Balder
Verkörperung des Guten; stirbt durch eine Intrige Lokis

Forseti
gerechter Richter über Götter und Menschen

Fenriswolf
verschlingt Odin

Hel
Göttin der Unterwelt

Midgard-schlange
tötet Thor

Narfi

Obwohl ursprünglich die weiblichen Erd-Urmütter in der germanischen Götterfamilie das Sagen gehabt haben sollen, werden zwei männliche Hauptgötter im Lauf der Jahrhunderte über viele Stammesgrenzen hinweg dominant: Wotan und Thor. Der mächtigste Gott ist Wotan, wie die Südgermanen ihn nennen, oder Odin in der nordgermanischen Version. Der Name Wotan ist von der Silbe »wat« abgeleitet, sie bedeutet »anfachen«, daraus entstand »wuot« und später dann »Wut« für diffuses Erregtsein. Ruhelos durchstreift Wotan/Odin, ein unheimlicher, wilder Jäger, das Land der hellhäutigen Menschen, der Riesen – Sturmriesen, Bergriesen, Wasserriesen –, der Trolle und Zwerge; er ist der wahre Herr in den schier endlosen Wäldern. Er hat nur ein Auge und befehligt zwei heulende Wölfe, die ihn auch bei der Jagd auf den ungeheuren Eber Gullinborsti unterstützen. Wotan/Odins Wölfe

verschlingen die essbaren Opfergaben der Menschen, er selbst ernährt sich vom Wein. Auch Raben arbeiten für ihn: Sie berichten dem Gott, was auf der Erde so passiert. Vor allem gebietet er über sanfte oder stürmische Winde; insofern ist er ein klassischer Wettergott.

Das hat er zunächst gemeinsam mit seinem Sohn, dem Verwalter von Donner und Blitz, genannt »Thor« oder »Donar«. Weil er Blitze schleudert und das Licht auf die Erde wirft wie der römische Jupiter, wird Thor oft mit diesem gleichgesetzt. Thor ist auch ein Regengott, der die Saat aufgehen lässt. Zu seinem Geleit gehören zwei Ziegenböcke. Hat er einen Gast, werden die Ziegen geschlachtet und verzehrt. Am nächsten Morgen macht er sie wieder lebendig. Mit seinem Hammer Miölnir schlägt er gewaltig um sich, damit bekräftigt er auch Verträge – wie noch heute der Hammer des Auktionators zeigt. Thor ist unter anderem der Bezwinger der Riesen. Einmal besucht er den Riesen Hymir. Da dessen Vorräte für den Appetit der beiden nicht ausreichen, unternehmen sie gemeinsam einen Fischzug. Als Köder nimmt sich Thor den Schädel eines Stiers, den er kurzentschlossen einem der Stiere des Riesen abreißt. Thor und Hymir rudern hinaus auf das Meer – da beißt die grässliche Seeschlange Midgard an. Thor stemmt sich, um sie an Bord zu ziehen, so heftig gegen das Schiff, dass dessen Boden durchbricht. Plötzlich steht Thor auf dem Meeresboden. Als Thor die Angelleine mit der Riesenschlange am Haken näher ans Boot zieht, durchschneidet der Riese in Panik die Leine, und die Schlange versinkt im Meer. Thor schleudert ihr seinen Hammer hinterher, doch ob das Untier stirbt, bleibt offen.

Der rustikale Thor behauptet sich gern laut und muskulös. Die Macht des eigentlichen Himmelsherrn ist subtiler: Sturmgott Odin ist auch der Gott des Atems. Das macht ihn zum Gott der Seele, die nach dem Tod des Körpers im Jenseits unterkommt: in »Walhalla«, dem Paradies der Helden, sofern der Tote im Krieg gefallen ist – im Bett Gestorbene landen in der weniger glanzvollen Unterwelt der Göttin Hel.

Odin, der auch als »Allvater« verehrt wird, gilt als Klügster der Götter, weil er als Erster die Runen verstanden hat – die Kunde von jenen magischen, uralten Inschriften gilt unter den weithin schriftlosen Germanen als übermenschliche Fähigkeit. Allerdings muss Odin neun Tage lang an dem vom Sturm geschüttelten Weltenbaum Yggdrasil hängen und sich selbst mit dem Speer

kasteien, bis er, vor Schmerz stöhnend und herabsinkend, die Runentafeln entziffern kann. Die Selbstkasteiung, mit der sich Odin die Weisheit der Runen erschließt, entspricht altem Schamanen-Brauch: Ohne schmerzhafte Prozeduren gelangt der zaubernde Priester nicht an sein höheres Wissen. Ohne Leiden kein Wissen. Die Selbstverletzung Odins erinnert daran: Heilige Zeichen werden ursprünglich mit Blut fixiert.

Der Schriftdeuter wird dann zum Gott der Redner und der Dichter. Er versteht sich auf die »Runen der Rede«, wie es später in der Lieder-Edda heißt. Sie enthält auch die poetische »Weissagung der Seherin«, in der ein umfassendes Lebensbild vom Goldenen Zeitalter bis zum Weltuntergang entworfen wird. Es ist der Monolog einer Prophetin aus dem Geschlecht der Riesen. Sie spricht im Auftrag Odins.

Als Herr der heilenden Zaubersprüche ist Odin auch Schirmherr der Heilkunst; es gibt einen Neunkräutersegen, der in ihm den Beschützer vor Giftschlangen preist. Im Zweiten Merseburger Zauberspruch, einem auf Althochdeutsch überlieferten Text, wird erzählt, dass das Pferd von Balder, Odins Sohn, sich ein Bein knapp oberhalb des Hufes verletzt hat. Vater Wotan alias Odin singt den heilenden Zauberspruch: »Sei es Beinrenkung, sei es Blutrenkung *sei es Gliedrenkung* Bein zu Bein – Blut zu Blut / Glied zu Gliedern, so seien sie wie geleimt« (»ben zi bena, bluot zi bluoda, lid zi geliden, sose gelimida sin«).

Obwohl Odin auch der göttliche »Schüttler des Speeres« (so nennt ihn ein Skalde, einer der skandinavischen Poeten des 9. Jahrhunderts), also der Gott der Krieger ist, gibt es für den Krieg im germanischen Raum noch eine eigene göttliche Instanz: »Ziu«, auch »Tyr« genannt, ebenfalls ein Sohn Odins – sprachgeschichtlich vielleicht verwandt mit lateinisch »deus« (»Gott«). Tacitus sieht in ihm die germanische Version des römischen Kriegsgottes Mars. Tyr oder Ziu ist in den Wochentagsnamen »tirsdag« (dänisch) und »tuesday« (englisch) konserviert.

Erst reichlich spät, im 7. Jahrhundert, taucht der Name Odins auf, eingraviert in eine alamannische, bei Augsburg gefundene Gewandnadel, eine sogenannte Runenfibel – und zwar in der Form »Wotan«. Hauptgott vieler germanischer Stämme ist er aber wohl schon im 3. Jahrhundert, wie der Mediävist Rudolf Simek vermutet. Die historische Unsicherheit wird verstärkt vom Umstand, dass es allein für Odin über 170 Zweitnamen gibt: Wenn er inkognito unter den

Menschen weilt, kann er zum Beispiel Grimr heißen; als Hüter bestimmter Ahnenreihen nennt er sich Gautr. Zumindest über seinen Familienstand gibt es leidlich klare Auskunft: Odin ist mit der ewig webenden Frigg verheiratet; sie heißt auch Frija und darf nicht mit Freyr verwechselt werden, dem schwedischen Sonnen-und Fruchtbarkeitsgott. Frigg ist die germanische Venus, Göttin der Liebe. Ihr Sohn Balder (auch Baldur genannt) gilt als frühlingshaft anmutig und unverwundbar.

Die Mutter hat allen Dingen den Schwur abgenommen, Balder nicht zu verletzen. Dabei überging sie jedoch die unscheinbare Mistel. Nun machen sich die zuweilen boshaften Götter den Spaß, indem sie alle möglichen Dinge nach dem Schönling werfen. Gott Loki, der schurkische Kulturbringer und teuflische Baumeister, drückt dem blinden Hödr einen Mistelzweig in die Hand und animiert ihn, damit auf Balder zu zielen. Der fliegende Zweig verwandelt sich in einen Pfeil. Balder stirbt. Sein Leichnam wird auf einem brennenden Schiff ins Meer gestoßen.

Verehrt wird Odin, der als einziger der germanischen Götter einen Hut trägt wie sein römisches Pendant Merkur, auf mit Pfählen markierten Opferplätzen in Wäldern, an Moor und See, Fels und Quelle. Zum Beispiel in dem legendären »Heiligen Hain« der Semnonen, die zu den Nordschwaben gehören. Dieser Hain ist laut Tacitus ein Wald, der nur für Tier-oder gar Menschenopfer zugänglich ist. Wer sich in ihn hineinwagt, muss sich vorher vom Schamanen fesseln lassen; seine Trippelschritte markieren den Abstand von der Macht des Gottes. Fällt er hin, darf er sich nur wälzend aus dem Hain entfernen.

Odin kann sich erschreckend leicht verwandeln. Das zeigt beispielsweise die Geschichte vom Raub des Skaldenmets. Der berauschende Met wird anfänglich aus dem Blut des weisen Riesen Kvasir gebraut. Zwei Zwerge hatten ihn ermordet. Die Zwerge versetzen das Blut mit Honig und brauen daraus den Met. Ein Riese, der sich die Zwerge trotz alledem gefügig machen kann, lässt den Met von seiner Tochter in einer Höhle bewachen. In Gestalt einer Schlange dringt Odin zu ihr und schläft mit ihr drei Nächte, wofür er dreimal einen großen Zug vom magischen Blut-Met trinken darf. Er verwandelt sich dann in einen Adler und fliegt zurück in das Götterheim Asgard. Von dort aus verschafft Odin den Dichtern, für die er schon die Runen entzifferte, auch die inspirierende Droge, die fortan Skalden-Met heißt.

Tacitus schreibt, die Germanen hätten ihre Götter nicht »in Tempel eingeschlossen« und ihnen keine Menschenähnlichkeit gegeben. Immerhin dienten bis zu 74 Meter lange Hofhallen, die sich Fürsten oder Häuptlinge errichten ließen, wohl auch kultischen Zwecken, etwa Opfermählern, bei denen das Fleisch von Pferden, Rindern oder Schafen verzehrt und viel Met getrunken wurde; der Anteil der Götter – Fell, Kopf und Knochen des Tieres – versank im Moorteich. Diese Hallen aus Holz und Lehm könnten also als Tempel fungiert haben. Allerdings sind es vergrößerte Bauernhäuser, keine Gotteshäuser im klassischen Sinn.

Nicht ganz richtig ist auch die Sache mit der fehlenden Menschenähnlichkeit. Jenes hölzerne Figurenpaar, das 1946 in Braak bei Eutin (Schleswig-Holstein) gefunden wurde, hat sogar sorgfältig geschnitzte Gesichtszüge. Die größere der beiden Gestalten ragt 2,75 Meter hoch. Sehr wahrscheinlich sind hier Götter verkörpert; welche, weiß man allerdings nicht. In der germanischen Frühzeit, zu der das Paar gehört, werden die übermenschlichen Mächte zumeist in der Mehrzahl beschworen. Dazu passt, dass das urgermanische Wort für Gott, »ans« und »Ase«, meist im Plural verwendet wird: »Asen«. Die Wortwurzel »ans« heißt »Balken, Pfosten« – die Brücke zu den verehrten hölzernen Idolen.

Auch von heiligen »weißglänzenden« Rossen hat Tacitus gehört, aus deren Wiehern und Schnauben die germanischen Priester auf die Zukunft schließen. Diese und andere Tiergötter verweisen auf den Totemismus, der bei etlichen Naturvölkern vorkommt. Ein Stamm bindet seine Identität an eine Schutzmacht, die von einem heiligen Tier verkörpert wird – von einem Totemtier. Die Germanen kennen als Totemtier auch den Eber. Denkbar also, dass der schon von Cäsar genannte Stamm der Eburonen sich als »Eberleute« sieht.

Wohl die erstaunlichste Eigenschaft des mächtigen Odin ist, dass er und seinesgleichen nicht unsterblich sind. Über den Göttern waltet das Schicksal, das von drei allwissenden Frauen am Fuß der Weltesche Yggdrasil gelenkt wird: den Nornen. Dieses Schicksal verfügt: Den Göttern wie den Germanen ist der Weltuntergang gewiss.

Odin ist der Weiseste der Asen, jenes Götterkollektivs, das den Himmel beherrscht und mit den Wanen konkurriert, den Schutzherren des Ackers. Den Streit gewinnen zwar die Asen, doch Ober-Ase Odin wird von einem Ungeheuer, dem Fenriswolf, getötet. Dieses Fabeltier kann seinen Rachen so

weit aufreißen, dass die Schnauze den Himmel, der Kiefer die Erde berührt. Auf den späteren Endkampf zwischen Göttern und Riesen folgt endzeitliches Grauen: »Die Sonne wird schwarz, es sinkt die Erde ins Meer. Vom Himmel fallen helle Sterne; es sprüht der Dampf, und der Spender des Lebens, der Himmel, leckt die heiße Lohe.«

Die Edda, die das Ende so ausmalt, weissagt aber auch, dass ein neuer Äon folgen wird. Aus den Fluten steigt eine neue, vom Bösen gereinigte Welt: »Unbesät werden hochwachsen die Äcker, es heilt alles Unheil.« Dann wird Balder, der lichte Frühlingsgott, in geläuterter Form ebenso zurückkehren wie sein Vater Odin.

Tote im Torf

Moorleichen sind gut konserviert, aber schwer zu deuten. Viele zeigen Spuren von Gewalt. Handelte es sich um Sklaven, Kultopfer, hingerichtete Verbrecher?

Von Frank Thadeusz

»Pass up, dor kümmt en Hirschbein«, rief ein Torfstecher seinen Kollegen zu, die im Mai 1952 im Domslandmoor unweit des Ortes Windeby in Schleswig-Holstein zunächst einen menschlichen Unterschenkel aus dem Erdreich bargen. Erst als auch eine Hand aus dem Morast auftauchte, wurde den Männern klar, dass sie auf die Überreste eines Menschen gestoßen waren. Der Fund entwickelte sich zur archäologischen Sensation; als »Mädchen von Windeby« erlangte die im Moor konservierte Leiche Berühmtheit. Denn Fachleute erblickten in der Toten im Torf alsbald ein Opfer des altnordischen Justizapparats im 1. Jahrhundert vor oder nach Christus.

Beunruhigt von zunehmender Dekadenz in der Heimat, berichtete der römische Geschichtsschreiber Publius Cornelius Tacitus fasziniert von der rauen Gerichtspraxis der Germanen: »Für die Preisgabe der Keuschheit gibt es keine Nachsicht«, notierte der Römer. Etliche Details des Windeby-Funds wiesen darauf hin, dass es sich bei der geborgenen Frau um ein besonders drastisches Beispiel des germanischen Strafrechts handelte. So war der Daumen der Toten zwischen Zeige-und Mittelfinger geschoben – ein Symbol der Unkeuschheit, das den Germanen als Feige bekannt war. Offenkundig war der Verurteilten von ihren Häschern das Haar einseitig geschoren worden, ein Knüppel in der Nähe des Leichnams schien auf vorangegangene Martern hinzudeuten – ganz so, wie Tacitus es in seiner Schrift »Germania« untreuen Frauen in Aussicht gestellt hatte: Der Mann »schneidet der Ehebrecherin das Haar ab, jagt sie nackt vor den Augen der Verwandten aus dem Hause und treibt sie mit Rutenstreifen durch das ganze Dorf«.

Misslich nur, dass sich dem Leichnam rund 50 Jahre nach seiner Bergung aus dem Sickergrund eindeutig ein männliches Geschlecht zuordnen ließ. Zuvor schon hatte sich erwiesen, dass die vermeintlich obszöne Geste das Ergebnis einer Manipulation war. So rätseln Forscher weiter über jene vor langer Zeit Heimgegangenen, die wie lederne Schläuche im Boden liegen. Weit über hundert Moorleichenfunde zählen Experten allein in Deutschland. Die Verstorbenen endeten in jenen gewaltigen Hochmooren, die sich vor 2000 Jahren im germanischen Hinterland an der Nordseeküste erstreckten. Wer sich

allein in diesen Sümpfen verirrte, musste mit seinem fast sicheren Ende rechnen. Der weder flüssige noch feste Schlick aus fauligen Pflanzen und Torfschlamm bietet kaum Halt. Knapp unter der Oberfläche schwärt eine faulige Brühe, die im Sommer wie Winter bitterkalt ist. Versinkende sind in dieser Modergrube schon nach kurzer Zeit bewegungsunfähig.

Gleichwohl bietet dieses feucht-stickige Milieu auch beste Bedingungen für die Konservierung der Toten. Archäologen waren erfreut über bestens erhaltene Extremitäten, die den Blick auf Tätowierungen oder Verstümmelungen freigaben. In den Mägen der Hingeschiedenen entdeckten die Forscher Apfelkerne und Reste eines Breis aus Flohknöterich.

Der sogenannte Rote Franz war im Juni 1900 nach knapp 2000-jähriger Liegezeit im Erdreich wieder ans Tageslicht gelangt – mit flammend roter Haarpracht, buschigen Augenbrauen und Backenbart. Doch einer einheitlichen Deutung entziehen sich die mysteriösen Toten. Mal liegen sie gewandet in Tuch und mit Schuhen in ihrem feuchten Grab, mal nackt und grausam verstümmelt. Waren es Sklaven, die der germanischen Gottheit Nerthus bei Waschungen behilflich waren und bei dieser Gelegenheit von einem See verschlungen wurden, wie Tacitus nahelegt? Oder handelt es sich in der Mehrzahl doch um Aussätzige und Verfemte, über die das Gesetz der Germanen grausam geurteilt hatte? Hinweise für die Leiden der Sumpftoten finden sich zuhauf. Dem in Jütland aufgefundenen »Grauballe-Mann«, der im 3. Jahrhundert vor Christus gelebt hatte, war von seinen Peinigern erst das Schienbein gebrochen und anschließend die Kehle durchgeschnitten worden. Noch drastischer hatte sich ein unbekannter Täter an dem »Mann von Dätgen« vergangen, der um 250 nach Christus ermordet wurde. Im Zuge der Hinrichtung war der etwa 30 Jahre alte Mann enthauptet worden. Zwei Messerstiche trafen das Opfer ins Herz. Mit einer Axt war ihm zudem der Penis abgeschlagen worden.

Andere Funde künden von einem recht unbarmherzigen Umgang mit Schwachen und Gebrechlichen. Dem »Jungen von Kayhausen«, südöstlich von Bad Zwischenahn, hatte eine Fehlstellung des Hüftgelenks das Laufen wesentlich erschwert. Vermutlich verursachte extremer Hunger die Missbildung des Skeletts. Die frühen Entbehrungen musste der Heranwachsende schließlich doppelt büßen. Noch vor Erreichen seines neunten Lebensjahrs wurde der Knabe mit drei Stichen in den Hals getötet. Eine Rückgratverkrümmung wurde wohl

dem 16-jährigen »Mädchen von Yde« zum Verhängnis; vermutlich zog die junge Frau ein Bein nach. Ihr Mörder hatte ihr eine Schlinge um den Hals gelegt. Außerdem war sie durch einen Messerstich am Schlüsselbein verletzt worden.

Forschern ist vor allem die große Zahl körperlich Behinderter aufgefallen, die offenbar einst im Morast versenkt worden waren – neben etlichen Verstümmelten mit abgehackten Gliedmaßen und sogar Skalpierten. Nur: Welchen Schluss lassen diese Befunde überhaupt zu? Etliche der Moorleichen sind erst lange nach ihrem Ableben von monströsen Mammutpflügen zerstückelt worden. Viele Leichname wurden in ihren modrigen Grüften an Pflöcke gebunden. Diese Praxis war aber wohl weniger Teil eines Bestrafungsrituals als vielmehr Beleg für die Angst der Germanen vor Wiedergängern.

In jüngster Zeit wenden sich die Gelehrten verstärkt gegen die einst durch Tacitus inspirierte Deutung, dass es sich bei den Moorleichen entweder um germanische Kultopfer oder aber abgeurteilte Verbrecher handeln müsse. Der dänische Archäologe Morten Ravn verweigerte kürzlich in einem Aufsatz in dem Fachblatt »Acta Archaeologica« gar jede Interpretation des weitverbreiteten Phänomens. »Allein in Europa gibt es Moorleichen von Norwegen im Norden bis Kreta im Süden und von Irland im Westen bis nach Russland im Osten. Ein Material, das geografisch so weit verstreut ist, gründet nicht in einem gemeinsamen kulturellen Zusammenhang«, urteilt der Wissenschaftler.

Inzwischen gerät selbst die noch immer als Gewissheit angesehene Vorstellung ins Wanken, bei den Hochmooren habe es sich um düstere, menschenfeindliche Gebiete gehandelt, die auf Tacitus auch nur vom Hörensagen »einen widerwärtigen Eindruck« gemacht hatten. Den Forschern gilt es als wahrscheinlicher, dass die Menschen des Altertums in den Feuchtgebieten überaus fruchtbaren Boden vorfanden. Pollenfunde weisen gar auf eine vergleichsweise dichte Besiedlung hin. Die mitunter todbringenden Vertiefungen im Schlamm des Torfmoors, die sogenannten Schlenken, überwanden schon die Menschen der späten Bronzezeit mit einer massiven Konstruktion aus Holzbohlen.

Das Rätsel von Jastorf

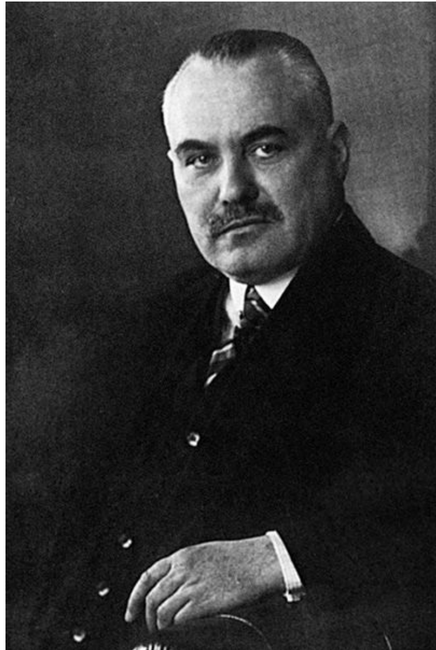
Ein niedersächsisches Gräberfeld brachte Archäologen auf die Spur der frühen Germanen. Sie bewohnten das Armenhaus Europas.

Von Dietmar Pieper

Die germanische Frühgeschichte ist auch die Geschichte eines begabten und wissbegierigen Schülers. Gustav Schwantes, geboren 1881 in Bleckede an der Elbe, begeisterte sich als Junge für die Archäologie und wusste bald erstaunlich gut Bescheid. Mit großer Ausdauer buddelte er im Boden seiner niedersächsischen Heimat, um Zeugnisse aus der fernen Vergangenheit zu bergen. Häufig ging er in den Schulferien gemeinsam mit seinem Bruder Curt auf archäologische Schatzsuche. 1897 bekamen die Brüder Schwantes den Hinweis, dass auf einem Heidefeld nördlich der Ortschaft Jastorf zahlreiche Grabgefäße im Sand lägen. Für den damals 16 Jahre alten Gustav wurden die Urnen von Jastorf zu einem Lebensthema. Denn der junge Forscher und spätere Professor, der nach wie vor zu den Großen seines Fachs zählt, kam durch diesen Fund zu einer wichtigen Erkenntnis. Es war Gustav Schwantes, der für eine ganze Ära den Namen Jastorf-Kultur prägte, einen Begriff, der bald allgemein anerkannt wurde und bis heute gültig ist.

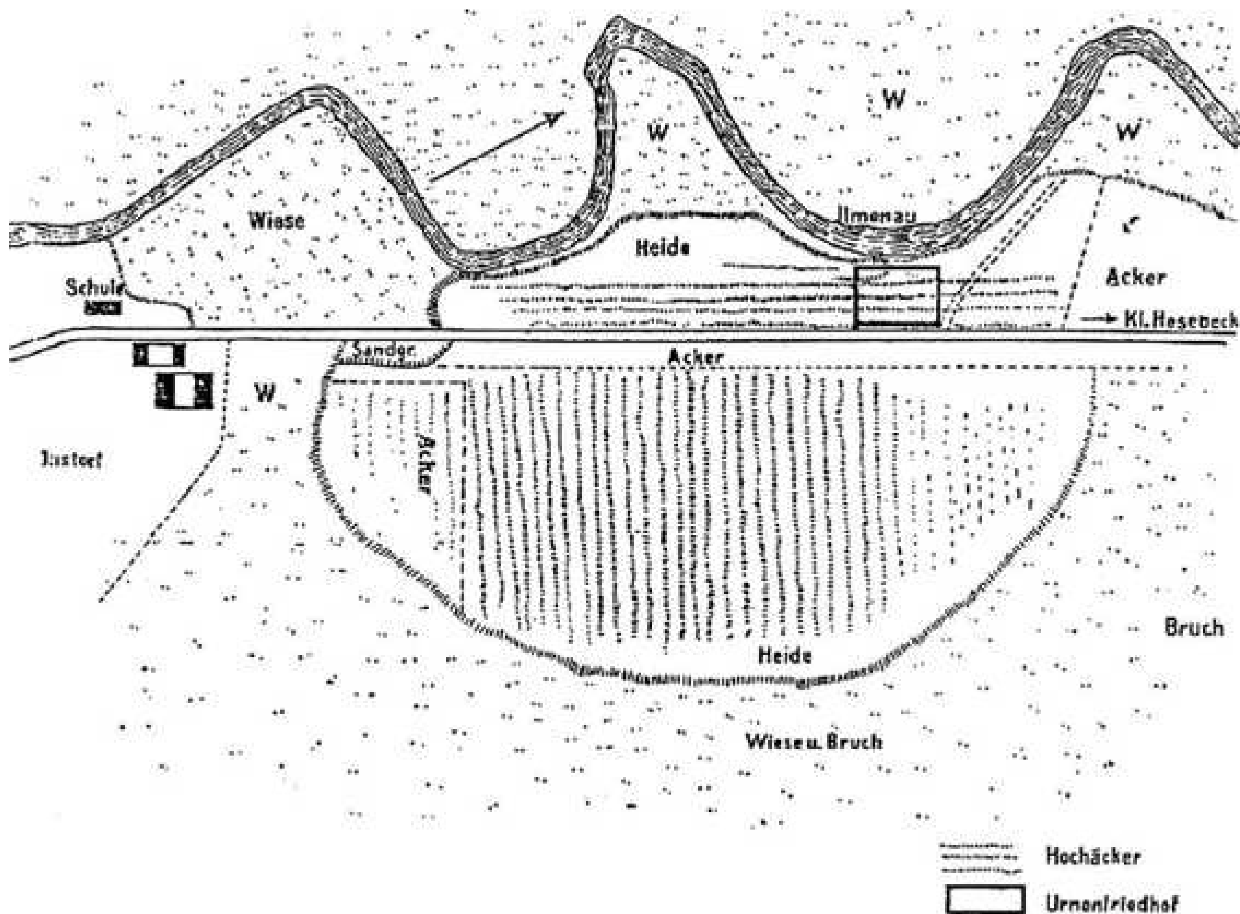
Mit der Jastorf-Kultur brach um 600 vor Christus ein neues Zeitalter an, in dem viele Wissenschaftler den ersten nachweislichen Auftritt der Germanen sehen. Die Umwälzung fand statt in einem Gebiet, das große Teile Norddeutschlands umfasst und hinauf bis ins dänische Jütland reicht. In diesem geografischen Raum ging damals die Bronzezeit zu Ende; die Eisenzeit begann. Die Menschen erlernten nach und nach die komplexe Technik der Verhüttung, um aus Erzbrocken das harte Metall für Werkzeug, Schmuck und Waffen zu gewinnen.

Warum ist nun ausgerechnet ein Gräberfeld im niedersächsischen Flachland zwischen Uelzen und Lüneburg so bedeutend? Um das zu verstehen, muss man tiefer eintauchen in die Welt der Frühgeschichte – ein eigenartiges Reich voller Fachausdrücke, Geheimnisse, Forschungslücken und Widersprüche.



Der Archäologe Gustav Schwantes
(Foto, um 1935) skizzierte die

bedeutende Fundstelle bei Jastorf



In dieser Welt spielen kleine Gegenstände eine große Rolle. Für Laien sind die meisten archäologischen Funde nichtssagend, aber von den Wissenschaftlern werden sie hingebungsvoll untersucht, klassifiziert und interpretiert. Im Fall der jahrtausendealten Jastorf-Kultur sind es Schmucknadeln, Gewandfibeln und Urnen aus gebranntem Lehm, die als zentrale Beweisstücke in einer verwickelten Indizienkette gelten. Dass die Frühgeschichte der Germanen nicht einfacher und anschaulicher zu haben ist, liegt vor allem an den Menschen der damaligen Zeit. Aus den Jahrhunderten vor Christi Geburt haben die Vorfahren der Goten, Sachsen und Franken keine schriftlichen Quellen hinterlassen, keine stattlichen Gebäude, keine genialen Kunstwerke. Wie Detektive müssen die Forscher versuchen, aus den spärlichen Spuren, die heute noch übrig sind, Bruchstücke von Geschichten herauszulesen. Für eine durchgehende Erzählung reicht das Material bisher nicht.

Auf einem ganz anderen Weg versuchen Sprachwissenschaftler, Licht in die Vergangenheit zu bringen. Aus den heutigen Sprachen und den frühesten schriftlichen Quellen wie der gotischen Wulfilabibel leiten sie mit scharfsinniger Kombinatorik ab, wie die Menschen früher gesprochen haben könnten. Die Linguisten haben herausgefunden, welche Sprachen miteinander verwandt sind und nach welchen Gesetzmäßigkeiten sich Aussprache und Grammatik im Lauf der Zeit verändert haben.

So sind seit dem 18. Jahrhundert Monumente der Gelehrsamkeit entstanden, in deren Detailreichtum man sich hoffnungslos verlieren kann. Bei allen Rätseln, die noch übrig sind, gilt die große Linie als gesichert: Aus den gemeinsamen Anfängen der indogermanischen Sprachfamilie, zu der auch Griechisch, Persisch oder Sanskrit gehören, hat sich im Zuge der ersten oder germanischen Lautverschiebung eine Art Urgermanisch entwickelt. Und weil ein gesprochenes Idiom immerzu im Fluss ist, gingen daraus dann im Lauf der Jahrhunderte Deutsch, Englisch und andere heutige Sprachen hervor (siehe Seite 76).

Meister ihres Fachs haben es gelegentlich sogar gewagt, in rekonstruierten Sprachen zu fabulieren. Auf den Indogermanisten August Schleicher (1821 bis 1868) geht die kleine Fabel »Das Schaf und die Pferde« zurück, von der es inzwischen zahlreiche Fassungen gibt. So hat der Münchner Sprachwissenschaftler Wolfram Euler 2007 versucht, den Sprachstand der Zeit um Christi Geburt zu erschließen: »Awis, þazmai wullô ne wase, eχwanz gasáχ, ainan kurun waganan wegandun, anþeran mekelôn burþînun, þriđjanôn gumanun berandun.« Soll heißen: »Ein Schaf, das keine Wolle hatte, sah Pferde; das eine, das einen schweren Wagen zog, das andere, das eine große Last trug, und das dritte, das einen Menschen trug.« Wörter wie »wullô« und »waganan« erschließen sich hier sofort, das Übrige ist schwieriger.

Zurück zu dem 16 Jahre alten Schüler Gustav Schwantes, der ein leidenschaftlicher Ausgräber war und außerdem ein gründlicher Denker. In den Urnen von Jastorf und ähnlichen Gräberfeldern lag nicht nur die Asche der verbrannten Leichen. Die Hinterbliebenen hatten den Toten oft auch einige Beigaben gegönnt, vor allem verzierte Gewandnadeln und Gürtelschnallen aus Bronze oder Eisen. Interessant waren vor allem die Eisenfunde. So weit nach Norden war dieses Metall bis dahin nur selten vorgedrungen. Der junge Forscher quälte sich also mit der Frage: Woher kam das Eisen?

Als bedeutende Autorität auf dem Gebiet der nordischen Frühgeschichte galt Ende des 19. Jahrhunderts Ingvald Undset, ein Norweger. Auf Reisen quer durch Europa war Undset den Spuren des Eisens gefolgt, um herauszufinden, wie sich die Kultur auf dem Kontinent in den dunklen Zeiten vor der Römerherrschaft entwickelt hatte.

Für Undset und andere Forscher begann die Eisenzeit in Mitteleuropa mit der sogenannten Hallstatt-Kultur, benannt nach einem Ort im österreichischen Salzkammergut. Dort hatte man 1846 ein großes Gräberfeld mit reichen Beigaben entdeckt, und bis heute ist die Hallstatt-Zeit eine feste Größe in der Wissenschaft. Sie dauerte ungefähr von 800 bis 475 vor Christus und erstreckte sich von Slowenien bis Frankreich. Über die damaligen Menschen ist wenig bekannt, die Hallstatt-Leute werden ab etwa 650 vor Christus häufig als Kelten bezeichnet. Im 5. vorchristlichen Jahrhundert ging die Hallstatt-in die Latène-Kultur über, auch das gehört bis heute zum gesicherten Wissensstand. Ihren Namen hat sie vom Fundplatz La Tène am Neuenburgersee in der Schweiz. Die Latène-Menschen waren ebenfalls Kelten.

Durch seine Lektüre und Gespräche mit Fachleuten war der junge Gustav Schwantes schon gut im Bilde über die Forschungslage. Aber eines konnte er nicht verstehen: Wieso ordnete der große Gelehrte aus Norwegen bestimmte Fundstücke aus Norddeutschland der Latène-Kultur zu, obwohl sie so ganz anders gestaltet waren als die keltischen Artefakte? Das, was Schwantes selbst gemeinsam mit seinem Bruder aus der Erde gebuddelt hatte, sah aus wie einige Beispiele aus Undsets Büchern. Aber Latène? Andererseits schien Undset sich zu widersprechen, deutete er doch die Form der hochhalsigen Urnen, wie sie auch bei Jastorf im Boden lagen, als Import aus einer älteren Epoche, nämlich aus der Hallstatt-Zeit. Es war zum Verrücktwerden.

Schwantes notierte später: »Anzunehmen, dass hier vielleicht ein Irrtum des verehrten Mannes vorliege, lag meinem damaligen Denken völlig fern.« Doch die Frage nagte weiter an ihm, jahrelang: »Sind die Jastorfer Sachen wirklich keltisch?«

An einem Abend des Jahres 1899 saß der junge Forscher wieder einmal »in den ehrwürdigen Räumen der alten Hamburgischen Stadtbibliothek«, die, wie er als Erwachsener dankbar festhielt, »für meine wissenschaftliche Entwicklung von der größten Bedeutung wurde«. Im neuesten Band des »Archivs für

Anthropologie« las Schwantes einen Beitrag der Wissenschaftlerin Johanna Mestorf. Die Direktorin des Kieler Museums vaterländischer Alterthümer machte sich darin Gedanken über die Anfänge der Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Mestorf legte dar, wie Schwantes schrieb, »dass nicht Latène, sondern Hallstatt uns das Eisen brachte«.

Wer sich einigermaßen in den Forschungsstand hineingedacht hat, kann jetzt vielleicht nachvollziehen, was in dem aufstrebenden Archäologen vorging: »Von geradezu ungeheurer Bedeutung« war die Lektüre für ihn. »In mir geriet alles in eine kochende und brodelnde Aufregung, und aus dem Wirbel der Gedanken trat schließlich die Erkenntnis hervor: Da hast du endlich die Lösung des Rätsels von Jastorf!«

In den Weihnachtsferien schrieb der Schüler einen langen Brief an Johanna Mestorf, eine der wenigen deutschen Frauen im 19. Jahrhundert, die als wissenschaftliche Koryphäen anerkannt wurden. Noch war ihr allerdings der Professorentitel nicht zugebilligt worden, was Schwantes in Verlegenheit stürzte. »Die Dame schlichthin mit Fräulein Mestorf anzureden, schien mir eine Ungehörigkeit zu sein.« Schließlich begann er sein Schreiben mit der Anrede »Euer Autorität«. Die Autorität erwies sich als aufgeschlossen und freundlich. Schon nach wenigen Tagen kam eine Antwortkarte, kurz darauf ein ausführlicher Brief, in dem Mestorf die Vermutungen bestätigte. Zusammenfassend schrieb Schwantes später über die von ihm benannte und gründlich erforschte Jastorf-Kultur: Sie »ist der Stil der ersten mittel-und nordeuropäischen vollen Eisenzeit, der von den Germanen geschaffen wurde, zur selben Zeit, in der die Kelten ihren Latène-Stil entwickelten«.

Was wissen wir heute über das Leben dieser Menschen? Sie waren Ackerbauern und Viehzüchter, die verstreut auf Gehöften oder in kleinen Dörfern wohnten. Unter den Getreidearten kam der Gerste die größte Bedeutung zu, aber auch Hafer und Rispenhirse, Weizen und Roggen sorgten dafür, dass die Leute satt wurden, dazu Erbsen, Bohnen und Linsen. Man baute gern auf sandigen Böden an, weil die Äcker dort mit den primitiven hölzernen Hakenpflügen recht gut zu bearbeiten waren. Wichtigstes Haustier war das Rind, das lange gehalten wurde, um Kälber und Milch zu produzieren. Gefundene Siebgefäße lassen darauf schließen, dass die Milch gern zu Käse verarbeitet wurde. Als Mahlzeit auf den Tisch kamen auch Schweine, Schafe und Ziegen.

Hunde dürften Wächter sowie Begleiter bei der Jagd gewesen sein. Für die Ernährung scheinen Jagd und Fischfang allerdings keine sehr große Rolle gespielt zu haben.

Ein Dorf mit 200 bis 300 Einwohnern wird wohl schon als stattliche Siedlung gegolten haben. Ein verbreiteter Gebäudetyp der Jastorf-Germanen war das Pfostenhaus. Dabei wurden die tragenden Holzpfosten bis zu einen Meter tief in den Boden gerammt, als Wände dienten Blockbohlen oder Flechtwerk mit Lehm. Architektonisch ist das Pfostenhaus ein Vorläufer des Fachwerkhauses, das viel später im Mittelalter aufkam. Hauptproblem der alten Bauweise war die Fäulnis. Die in der Erde steckenden Pfosten verrotteten im Lauf von zwei bis drei Jahrzehnten so stark, dass sich die Häuser nicht mehr reparieren ließen – der Umzug in einen Neubau erwies sich als unumgänglich. Auch die Böden waren dann häufig ausgelaugt, so dass die ganze Dorfgemeinschaft ihre Sachen packte und in der Nähe neu anfing. Dabei orientierte man sich gewöhnlich an einem sakralen Ort, dem Friedhof, der das Zentrum solcher Wanderungsrunden bildete. »Der Platz, an dem die Ahnen lagen, war stets der Fixpunkt für die Besiedlung«, sagt der Archäologe Rainer-Maria Weiss, der das Helms-Museum in Hamburg leitet.

Der Totenkult war allem Anschein nach schlicht, die Beigaben deuten darauf hin, dass man die Verstorbenen für ein Weiterleben nach dem Tod ausstatten wollte. Über die spirituelle Welt der frühen Germanen weiß man wenig. Bekannt sind zum Beispiel Seen, Moore, Flüsse, Steinhaufen und Siedlungen als kultische Orte. Knochenfunde lassen auf vereinzelte Menschenopfer schließen. Beliebte Opfertiere scheinen Pferde und Hunde gewesen zu sein. Primitive Holzidole könnten übernatürliche Wesen versinnbildlicht haben. Aus der bäuerlichen Lebensweise der Menschen lässt sich herleiten, dass sie Anhänger von Fruchtbarkeitskulten waren.

Ein langes Leben war den frühen Germanen nur selten beschieden. Wer nicht schon der hohen Kindersterblichkeit zum Opfer gefallen war, litt häufig unter Mangelernährung, Strapazen und Krankheiten. Aus den Friedhofsfunden geht hervor, dass die mittlere Lebenserwartung bei Anfang bis Mitte 30 lag. Das mit 60 Jahren beginnende Greisenalter erreichten wohl nur einige wenige.

Grabanlagen aus der Jastorf-Ära gibt es eine ganze Menge. In manchen ruhen nur einige wenige Urnen, bei anderen handelt es sich um Großfriedhöfe mit

mehreren tausend Toten. Der forschende Blick des Archäologen findet viele Unterschiede im Stil der Beigaben, zwischen verschiedenen Urnenmustern und Bestattungsmethoden. Manchmal sticht auch eine besondere Kostbarkeit hervor, ein Halsring, ein Kettengehänge. In Grabstellen aus der späten Jastorf-Zeit tauchen gelegentlich Waffen, Reitzubehör oder aus dem Süden importierte Metallgefäße auf.

Aber von Glanz und Prunk kann viele Jahrhunderte lang keine Rede sein. Alles in allem muss man sagen: Die frühen Germanen führten das karge Leben bescheidener Bauern. Bloß warum? Wieso gibt es über einen langen Zeitraum nur wenig Veränderung? Weshalb sieht ein kundiger Experte wie der Archäologe Jochen Brandt vom Helms-Museum sogar »riesige Rückschritte« im Vergleich zur Bronzezeit? Brandt fasst zusammen: »Die archäologischen Quellen deuten auf eine kaum differenzierte und ärmliche Bevölkerung hin, die in der mitteleuropäischen Vorgeschichte seit der Jungsteinzeit kaum etwas Vergleichbares findet.«

Um den Bruch zu veranschaulichen, der hierzulande die Eisenzeit von den früheren Kulturstufen trennt, lohnt ein Blick auf das sogenannte Königsgrab von Seddin in der brandenburgischen Prignitz. In einem Hügel von mehr als 60 Meter Durchmesser und 10 Meter Höhe liegt dort eine Grabkammer verborgen, die aus neun großen Findlingen errichtet, mit Lehm verputzt und rot ausgemalt wurde. Drei Tote fanden in dieser aufwendig errichteten Begräbnisstätte ihre letzte Ruhe, ihnen beigegeben waren ein Schwert und allerlei Gerätschaften wie Rasiermesser, Geschirr, Ringe, Messer und ein Kamm. Das Seddiner Monument stammt aus der jüngeren Bronzezeit, um 800 vor Christus. Bald danach war es mit dem hohen Aufwand für Verstorbene, der ja auch eine bedeutende Kulturleistung darstellt, vorbei. Und während die Jastorf-Germanen beschaulich vor sich hinwerkelten, kam es den Kelten weiter südlich überhaupt nicht in den Sinn, vom bronzezeitlichen Protz zu lassen. Dort ließen es sich Angehörige der Oberschicht nach Kräften gutgehen, sie speisten wie Griechen oder Etrusker von feinem Geschirr, besaßen goldenes Geschmeide und ließen sich in zwei-und vierrädrigen Wagen durch die Lande kutschieren.

Dass es in all den Jahrhunderten weiträumige Handelsverbindungen gab, ist archäologisch belegt. Bis hinauf nach Dänemark sind prachtvolle Stücke aus hochqualifizierten Werkstätten gelangt, wie zum Beispiel der silberne Kessel

von Gundestrup zeigt; er kam wahrscheinlich aus dem heutigen Rumänien oder Bulgarien nach Norden. Die importierten Wagen von Dejbjerg, die wohl dem Repräsentationsbedürfnis eines dänischen Großen dienten, zeugen von der hohen Kunstfertigkeit keltischer Handwerker. Um die norddeutsche Tiefebene aber machten die schönen Dinge der damaligen Zeit einen großen Bogen. Konnte das nur Zufall sein?

Der Hamburger Archäologe Brandt hat eine Theorie. Beim Nachdenken über die sozialen Verhältnisse, wie sie sich in den Jastorf-Funden zeigen, fiel ihm auf, dass die frühen Germanen anscheinend alle ziemlich gleich arm gewesen sind, und das über lange Zeit. Das Zusammenleben könnte also einem Muster gefolgt sein, das in der Kulturanthropologie als »segmentäre Gesellschaft« bezeichnet wird. Das bedeutet: Das Leben spielt sich überwiegend in der Familie oder im etwas größeren Familienverband ab. Übergeordnete Stammes-oder Volksinteressen treten völlig in den Hintergrund. Damit die Clans friedlich miteinander auskommen, halten sie sich an bestimmte Regeln, die zum Beispiel festlegen, wer wen heiraten darf. Streitfragen handeln die Patriarchen untereinander aus.

Typisch für solche Gesellschaften sei, so Brandt, dass wenige Menschen in einem großen Gebiet siedeln: »Man kann sich im Regelfall aus dem Weg gehen.« Trotzdem herrscht beträchtlicher sozialer Druck, wenn es um die Verteilung der Güter geht. Kurz gesagt: Wer hat, muss geben. So ist der Anreiz gering, Überschüsse zu produzieren. Macht basiert in einer Gruppe, die solche Regeln verinnerlicht hat, nicht auf Reichtum, sondern auf dem Vermögen, andere zu beschenken. Wer bekommt, ist der »soziale Schuldner«; wer gibt, ist der Chef.

Mag sein, dass das alles ein wenig romantisch klingt, nach einfachem Leben und ökologischer Landkommune. Aber eine bessere Idee, warum die frühen Germanen mit so wenig zufrieden waren, muss erst mal jemand haben.

JOCH UND YOGA

Linguisten erforschen die indogermanischen Sprachen.

Von Dietmar Pieper

Man muss nicht unbedingt Sanskrit können, um zu erahnen, was die alten Inder meinten, wenn sie von »matar« und »pitar«, »svasar« und »bhratar« sprachen. Man muss auch kein Lateiner sein, um »mater« und »pater«, »soror« und »frater« richtig zu deuten. Die Wörter, mit denen die Sprecher dieser Sprachen ihre nächsten Verwandten bezeichneten, haben sich im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende erstaunlich gut gehalten. Die althochdeutschen Vokabeln »muoter« und »fater«, »swester« und »bruoder« gingen seit dem Zeitalter der Karolinger fast unverändert von Mund zu Mund.

Wörter mit einem hohen lautlichen Trägheitsmoment sind ein Segen für Linguisten – wie Inseln erheben sie sich aus dem wogenden Meer des Sprachwandels. Und wenn dieselben Dinge in verschiedenen Sprachen mit ähnlichen Lautfolgen bezeichnet werden, liegt der Schluss nahe, dass es sich um verwandte Sprachen handelt. So gehören Sanskrit, Latein und Deutsch zur indogermanischen Sprachfamilie, ebenso Russisch oder Gälisch.

Wie es bei Familien Usus ist, haben die Wissenschaftler auch für die von ihnen untersuchten Sprachen Stammbäume und Ahnentafeln erstellt. Und je weiter sie in der Zeit zurückgehen, desto kniffliger wird die Sache. Die schriftlichen Zeugnisse werden spärlicher und fehlen schließlich ganz. Trotzdem sind die Forscher in der Lage, uralte Wörter und Wortstämme herauszufinden, teilweise bis zurück zur rekonstruierten Stammsprache, die als Indogermanisch oder Indoeuropäisch bezeichnet wird. In der Literatur sind die erschlossenen Vokabeln mit einem Sternchen gekennzeichnet. So gilt zum Beispiel (*)ekwos als Ausdruck für »Pferd«, ganz ähnlich dem lateinischen »equus«. Das heutige »Kinn« ist im (*)genu oder (*)gneus erkennbar, ebenso das »Joch« im jahrtausendealten (*)yugom (das im Übrigen auch die Wurzel des Wortes »Yoga« ist).

Wichtige Leitlinien bei der sprachwissenschaftlichen Knobelei sind Lautgesetze. Es gilt als gesichert, dass der Sprachwandel nicht rein zufällig verläuft, sondern jeweils auch bestimmten Gesetzen unterliegt. Diese komplexen Regeln sollen erklären, warum aus dem Laut »p« wie in »pater« ein »f« wie in »fater« wird; oder aus einem »h« wie lateinisch »hostis« ein »g« wie in »Gast«. Eine eigenständige Form des Germanischen entstand ungefähr zur Zeit der Jastorf-Kultur in der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus.

Das Ergebnis des epochalen Wandels wirkt in allen Sprachen dieser Linie weiter, wie auch durch schriftliche Quellen belegt ist. Im Zuge der germanischen Lautverschiebung wurde zum Beispiel aus dem lateinischen »cornu« später das gotische »haurn« (Horn), aus »captus«

(Lateinisch für »gefangen«) das althochdeutsche »haft«.

Eines der frühesten Zeugnisse germanischer Schriftsprache blieb auf einem eisenzeitlichen Bronzehelm erhalten, der wohl um 500 vor Christus geschmiedet und sehr viel später vergraben wurde. Auf dessen Krempe ist die Inschrift »harigastiteiva« zu entziffern. Der Wiener Germanistikprofessor Robert Nedoma sieht darin »drei germanische Lexeme«, die urgermanischen Wortwurzeln (*)harja-, (*)gasti-und (*)teiwa-. Im Kern scheint es sich um einen Namenszug zu handeln – der Besitzer hätte also seinen Helm gekennzeichnet, vielleicht, damit es zu keiner Verwechslung mit dem Helm eines Kameraden kommen konnte oder als Schutz vor Dieben.

Nedoma hält es für »denkbar, dass jener Harigast in die Kämpfe zwischen räuberischen Alpenstämmen und den Städten Oberitaliens, die im 3. oder 2. Jahrhundert vor Christus stattfanden, involviert gewesen sein könnte«. Es bleibt, wie so oft bei den Germanen, viel Raum für Spekulation.

TEIL II
KRIEGER UND KOLONISTEN

Dunkles Sumpfland

Lange dauerte es, bis antike Forscher Genaueres über Nordeuropa erkundet hatten. Die Bewohner der kalten Zone galten als Unholde – nur ein paar seltene Handelsgüter reizten die Mittelmeerwelt.

Von Kristina Maroldt

Wunderliche, geradezu gespenstische Gegenden sind es, in die sich der Grieche Pytheas von Massalia Ende des 4. Jahrhunderts vor Christus wagt. »Ich habe … ein merkwürdiges Gemisch, einer Meerlunge ähnlich, gesehen«, notiert der Geograf spürbar irritiert, »in dem Land und Meer und alle Dinge schweben.« Ihm sei die Gegend gezeigt worden, »wo sich die Sonne schlafen legt«, »geronnenes Meer« und Erdzonen, »in denen nur einmal im Jahre Tag und einmal Nacht ist«.

Noch heute streiten die Forscher darüber, wo genau der Gelehrte die mysteriösen Beobachtungen wohl gemacht hat. Handelt es sich bei der »Meerlunge« um das Wattenmeer der Nordsee? Ist das »geronnene Meer« vielleicht die zu Eis erstarrte See vor der nordnorwegischen Küste? Gut möglich. Denn Pytheas von Massalia ist der erste Mensch, der den Nordrand der damals bekannten Welt und damit auch die Gebiete der Germanen mit wissenschaftlichen Methoden erkundet und später darüber berichtet.

Seine Forschungsreise verändert das Weltbild der alten Griechen ebenso gründlich wie die Persien-und Indien-Feldzüge seines Zeitgenossen Alexander des Großen. Denn während der makedonische König den antiken Horizont bis weit über den Indus gen Osten erweitert, lichtet der Geograf aus der griechischen Kolonie Marseille endlich ein wenig die Nebel, die die Länder im fernen Norden verhüllen.

Das Zinn und den Bernstein von dort, über Nordsee, Rhein, Elbe und Donau mühsam in den Süden transportiert, kennen und schätzen die Mittelmeeranrainer zwar durchaus. Von den Menschen, Tieren und Pflanzen jenseits der Donau haben sie aber nur äußerst diffuse Vorstellungen. Und »Germanen« werden sie die fernen Völker sowieso erst 250 Jahre später nennen.

Auch Pytheas' geografisches Wissen muss vor seiner Reise eng begrenzt gewesen sein. Sicher, er ist gebildet und privilegiert, vielleicht ein wohlhabender Bürger, der seinen Forscherdrang selbst finanziert. Und natürlich ist Marseille, damals führende Kolonie der Griechen im westlichen Mittelmeerraum, nicht nur ein wichtiger Handelsort, sondern auch eine exzellente Informationsbörse. In den Tavernen am Hafen treffen Seefahrer und Kaufleute aufeinander, tauschen

Nachrichten und Gerüchte aus. Vor allem dank der engen Handelskontakte mit den Kelten gelangen immer wieder Berichte aus dem Inneren des Kontinents ans Mittelmeer.



Und doch sind es hauptsächlich Sagen und Mythen, die das Bild der alten Griechen vom Norden prägen. Zum Beispiel die von den Hyperboreern: Jenseits des Boreas, des Nordwindes, und nahe einem von ewigem Eis bedeckten Gebirge soll das schöngeistige Nordvolk leben, das der griechische Chorlyriker Pindar als eine Art antike Hippiekommune beschreibt. Von Kriegen, Alter und Krankheiten unbeschwert, widmet man sich von morgens bis abends dem Tanz und dem Gesang. Kein Wunder, dass die griechischen Helden hier, wie es heißt, gern Station machen. Herakles etwa soll nach einem Besuch »von den schattigen Quellen der Donau« jene Olivenbäume mitgebracht haben, aus deren Zweigen die Siegerkränze bei den Olympischen Spielen gewunden wurden.

Auch die Herkunft des Bernsteins wird mit einer Sage erklärt: In den Eridanos, den ins Nordmeer mündenden Fluss am Ende der Welt, soll einst Phaeton, Sohn des Sonnengottes Helios, mit seines Vaters Sonnenwagen gestürzt sein. Seine Schwestern beweinten ihn am Ufer und wurden zu Pappeln. Seither landen ihre unversieglichen Tränen als Bernstein im Fluss und werden ins Nordmeer gespült.

Das Klima der sagenhaften Randregion stellt man sich freilich eher ungemütlich vor. An der Donau regne und schneie es ständig, schreibt der Historiker Herodot. Und Homer lässt den Helden seiner »Odyssee« bei den

kannibalischen Laistrygonen vermutlich nahe der Schwarzmeerküste anlegen, wo die Tage so kurz sind, dass der Hirte, der seine Herde hinaustreibt, schon das Rufen des heimkehrenden Kollegen vernimmt. Auch der Alltag der Kimmerier, eines Reitervolks im heutigen Südrussland, klingt bei ihm wenig erfreulich: »Diese tappen beständig in Nacht und Nebel; und niemals schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne …, sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.«

So viel feucht-klamme Düsternis muss sich auf den Charakter auswirken, davon war die damalige Gelehrtenwelt überzeugt. Die Skythen, nach griechischer Vorstellung die östlichen Nachbarn der Kelten, hält Herodot denn auch infolge der ständigen Kälte für faul und arbeitsscheu. Auch Aristoteles glaubt, dass im Norden zwar außergewöhnlich mutige, aber ungeschickte und tumbe Leute lebten, Barbaren eben. Die klügsten und edelsten Menschen gibt es nach antiker Vorstellung sowieso nur am Mittelmeer.

Was also treibt Pytheas ins dunkle Sumpfland? Vielleicht ist es dieselbe Sehnsucht, die schon hundert Jahre zuvor in den »Historien« des Herodot durchklingt: »Über die in Europa am weitesten westlich gelegenen Länder vermag ich nichts Genaues zu berichten«, schreibt er. »Auch habe ich trotz aller Bemühungen von niemandem, der dort gewesen wäre, etwas von der Beschaffenheit des Meeres jenseits von Europa erfahren können. Aus diesen entlegensten Gegenden kommen aber das Zinn und der Bernstein zu uns … Die äußersten Länder, die die übrigen umfassen und umschließen, besitzen offenbar das, was uns am schönsten erscheint und was wir am seltensten haben.«

Um 325 vor Christus bricht Pytheas von seinem Heimathafen auf. Wie genau er zur Nordsee gelangt, ist bis heute umstritten; von seinem Reisebericht sind nur Fragmente erhalten. Der britische Archäologe Barry Cunliffe vermutet beispielsweise, dass Pytheas einfach der damaligen Handelsstraße für Zinn gefolgt sei, die über die Flüsse Aude und Garonne zum Atlantik führte. Die meisten anderen Forscher halten jedoch eine Route über die Straße von Gibraltar für wahrscheinlich. Von dort aus dürfte Pytheas immer an der europäischen Küste entlang nach Norden gesegelt sein.

In der heutigen Normandie angelangt, reist er zunächst zu den Zinngruben von Cornwall und dann an Irland vorbei zur Nordspitze Britanniens. Immer wieder geht er an Land, um Messungen vorzunehmen oder einen Eindruck von der

Bevölkerung zu gewinnen. Sechs Tagesfahrten nördlich von Britannien, in der Nähe des »geronnenen Meers«, erreicht er schließlich die Insel Thule, nach heutigen Vermutungen vielleicht eine der Shetlandinseln oder Norwegen: »Ein weites Land und an Obst ertragreich«, in dem seltsamerweise keiner in dauerhafter Ehe lebe, notiert er.

Hier macht der Entdecker offenbar kehrt. Vielleicht hält er Thule schon für das Ende der Welt; vielleicht zieht es ihn nach dem monatelangen Törn durch Nebel und Treibeis aber auch einfach wieder zurück in die Heimat. Seine nächste Station liegt jedenfalls viel weiter südlich: eine an einer großen Flussmündung gelegene Insel namens Abalus. Pytheas berichtet, dass dort im Frühjahr Bernstein angeschwemmt werde. Die Bewohner benutzten ihn statt Holz zum Anfeuern und verkauften ihn an ihre Nachbarn, die Teutonen.

Fachleute sind sich inzwischen relativ einig, dass es sich bei dem Fluss um die Elbe und bei der Insel um Helgoland handelt. Die Menschen, die Pytheas beschreibt, können also durchaus Vorfahren jener Barbarenhorden gewesen sein, die 200 Jahre später gen Süden aufbrechen und das Römische Weltreich mit Attacken in Panik versetzen werden.

Als triebgesteuerte Wüstlinge werden die Eindringlinge von den Zeitgenossen beschrieben, zum Beispiel vom Historiker Diodor (siehe Seite 112). Von solchen Zuschreibungen ist bei Pytheas jedoch noch nichts zu finden. Überhaupt scheint er, nach den wenigen erhaltenen Passagen zu schließen, hauptsächlich von den Naturphänomenen und Rohstoffen des Nordens, nicht von den Menschen berichtet zu haben. Das mag mit dem selbstbezogenen Weltbild der alten Griechen zu tun haben: Was irgendwelche Barbaren weit, weit entfernt in ihren Sümpfen treiben, ist den meisten egal.

Die Gleichgültigkeit schwindet rasch, als die Nordvölker beginnen, in die Grenzregionen des antiken Herrschaftsbereichs einzufallen. Ende des 3. Jahrhunderts vor Christus zieht der indogermanische Stamm der Bastarner aus der südlichen Elbregion in das Gebiet nördlich des Donaudeltas. Gemeinsam mit anderen Nordvölkern greifen sie die griechische Polis Olbia nördlich des Schwarzen Meeres an und wirken dabei so fremdartig und roh, dass selbst die lokalen Barbarenstämme in Furcht geraten.

Philipp V., König von Makedonien, schickt trotzdem Gesandte zu den Eindringlingen: Im Zweiten Makedonischen Krieg gegen die Römer hat er große

Verluste hinnehmen müssen; nun sucht er neue Verbündete. Tatsächlich willigen die Bastarner ein, sich in Dardanien, etwa der Gegend des heutigen Kosovo, niederzulassen. Für die Makedonier, schreibt der Historiker Polybios, könnte sich so ein doppelter Vorteil ergeben, indem »die Dardaner, ein Volk, das gegenüber Makedonien immer sehr feindlich war, beseitigt würden«, während »die Bastarner ihre Frauen und Kinder in Dardanien zurückließen und nach Italien ausgeschickt werden könnten, um es zu verwüsten«.

Doch so weit kommt es nicht. Philipp V. stirbt, bevor die Bastarner ihre neue Heimat erreichen, und das macht schon die Weiterreise zum Problem. Philipp hatte mit den Thrakern vereinbart, dass sie die Bastarner, für deren Wohlverhalten er sich verbürgte, friedlich durch ihr Gebiet ziehen lassen und sie mit Lebensmitteln versorgen sollten. Da der König nun tot ist, fühlen sich weder Thraker noch Bastarner an die Vereinbarungen gebunden. Prompt bricht zwischen den beiden Völkern Krieg aus. Allerdings können sich die Bastarner auf keine Strategie einigen, so dass ein Großteil von ihnen wieder umkehrt. Nur etwa 30000 Bastarner fallen um 175 vor Christus in Dardanien ein. Die hätte Philipps Sohn und Nachfolger Perseus durchaus als Söldner verpflichten können. Doch er weigert sich, den Sold im Voraus zu zahlen – laut Polybios aus krankhaftem Geiz. Als Perseus sein Handeln vor dem makedonischen Rat verteidigt, klingt das freilich anders: Die Krieger aus dem Norden, argumentiert er, seien nun mal treulose Gesellen, denen man nicht über den Weg trauen dürfe. Die Bastarner ziehen sich daraufhin zurück und verwüsten auf dem Heimweg Thrakien.

Nach diesem Intermezzo haben sie ihr Image als marodierende Nomaden weg. Doch noch immer werden die Barbaren aus den Nordgegenden pauschal als Kelten bezeichnet. Dass es nördlich der Donau auch andere Stämme geben muss und dass man diese als Verhandlungspartner ernst nehmen sollte, wird Griechen wie Römern erst ein halbes Jahrhundert später klar.

Im Jahr 113 vor Christus gelangen dann erste Nachrichten an den Senat in Rom, dass wandernde Barbaren an der Nordgrenze für Unruhe sorgten. Rasch entwickelt sich daraus eine existentielle Bedrohung für das Imperium: Die Kimbern, Teutonen und Ambronen halten das sonst so stolze Rom ein volles Jahrzehnt in Atem, bis der Spuk nach furchtbaren Blutopfern beendet ist.

Vor allem die rohe Gewalt der Eindringlinge traumatisiert die Römer zutiefst.

»Die Kleidung wurde zerrissen und verschmäht«, berichtet noch der spätantike Historiker Orosius, »Gold und Silber in den Fluss geworfen, die Panzer der Männer zerstückelt, der Brustschmuck der Pferde zerstört, die Pferde selbst in den Strudeln ertränkt, die Menschen mit Stricken um den Hals an Bäumen aufgehängt, so dass der Sieger keine Beute, der Besiegte kein Mitleid erhielt.« Für die Römer kommen diese Völkermassen buchstäblich aus dem Nichts, »wie eine Wetterwolke«, schreibt um das Jahr 100 der vielseitig belesene Plutarch. Natürlich ist zumindest den Gelehrten bekannt, was Pytheas 200 Jahre früher über die exotischen Zustände am Nordrand der Welt geschrieben hat. Doch bei vielen gilt er als Scharlatan.

Eine Ausnahme ist der griechische Universalgelehrte Poseidonios. Als ihn die Nachricht von den schweren Kämpfen der Römer mit den Barbarenvölkern erreicht, treibt er in Athen gerade Vorstudien für eine große Forschungsreise gen Westen. Wie kein anderer seiner Zeit wird er in den folgenden Jahren die rätselhaften Fremden und ihre Herkunft erforschen, Augenzeugen und Kriegsgefangene der Kämpfe vernehmen, die Schlachtfelder besuchen und sogar den Retter Roms, Gaius Marius, persönlich treffen. Mit dessen siegreichen Schlachten bei Aquae Sextiae und Vercellae hatten die Römer eine Vorhut der gefürchteten Nordvölker ausgelöscht. Doch die Angst vor den wilden Nachbarn wird sie noch jahrhundertelang beherrschen – und damit auch der Wunsch, mehr über sie zu erfahren. Man will endlich begreifen, was die Fremden so stark macht und wie man sie trotzdem bezwingen könnte.

Poseidonios ist der Erste, der den Wissensdurst stillt. Mit Hilfe einer ausgeklügelten »Klimalehre« versucht der rastlose Feldforscher zu erklären, weshalb die Barbaren erst so erfolgreich gegen die Römer kämpften und Jahre später so jämmerlich scheiterten. Je kälter eine Gegend sei, mutmaßt der Gelehrte, desto schlechter könne Feuchtigkeit verdunsten. Die Menschen im Norden würden deshalb größer und stärker, ihre Stimmen tiefer; wegen des Überflusses an Blut seien sie wagemutiger. Kälte führe jedoch auch zu geistiger Trägheit. Deshalb seien die Kimbern und Teutonen während ihrer ersten Schlachten mit den Römern zwar mutig, aber planlos in den Kampf gestürzt. Weil sie nach den ersten Siegen einige Zeit in Mittelmeernähe gelebt und sich dort an Wein, Brot und gekochtem Fleisch statt an Haferbrei gelabt hätten, sei ihre barbarische Härte zudem geschwunden. So hätten die Römer, als Bewohner

der mittleren Klimazone gleichermaßen begabt mit Mut und Verstand, sie am Ende förmlich vom Schlachtfeld fegen können.

Doch so detailliert Poseidonios die Fremden erforscht, auch für ihn gibt es noch keine »Germanen« als Volksgruppe. Nördlich der Alpen leben seiner Vorstellung nach nur Kelten und Skythen. Einzig einen kleinen Stamm am Oberrhein bezeichnet er als »Germanen«. Die seien besonders wilde Kelten; schon zur Mittagszeit verdrückten sie »gliedweise gebratenes Fleisch« und ungemischten Wein. Da Poseidonios selbst kaum so weit nördlich unterwegs gewesen sein wird, stammen die Informationen wohl von keltischen Händlern.

Noch drei Jahrzehnte müssen vergehen, bis der römische Feldherr Gaius Julius Cäsar die rechtsrheinischen Völker endlich zum ersten Mal »Germanen« nennt und klar von den linksrheinischen Kelten unterscheidet. Zwischen 58 und 50 vor Christus hat der ehrgeizige Römer ganz Gallien unterworfen, die Germanen über den Rhein zurückgedrängt und den Fluss dabei zweimal mit seinen Truppen überschritten. Um seinen Zeitgenossen plausibel zu machen, warum er mit seinen Eroberungen jedoch just am Rhein aufhört, muss er die Welt jenseits des Flusses als so fremdartig schildern, dass eine Abgrenzung logisch erscheint.

In seinem Bericht über den Gallischen Krieg beschreibt er die rechtsrheinischen Völker denn auch als deutlich wilder und freiheitsliebender als die Kelten, die der enge Kontakt zum Imperium schon zivilisiert und verweichlicht habe. Die Germanen hingegen »lassen sich weder von Priestern leiten, noch bringen sie eifrig Opfer dar … Ihr Leben besteht nur aus Jagd und Krieg. Von klein an härten sie sich ab und trainieren. Wer am längsten seine Keuschheit bewahrt, trägt bei den Seinen das größte Lob davon. Das, meinen sie, fördere den Wuchs, nähre die Kräfte und festige die Muskeln … Als Kleidung tragen sie Felle oder kleine Pelzkleider, die den größten Teil des Körpers unbedeckt lassen … Raub gilt nicht als Schande, wenn er außerhalb der Stammesgrenzen stattfindet, ja, sie loben es, wenn dergleichen geschieht, um die junge Mannschaft zu üben und trägem Nichtstun zu steuern.« Cäsar betont auch den Wandertrieb und die Verschlagenheit der Germanen immer wieder. Eindringlich warnt er davor, »dass die wilden Barbaren, wenn sie erst einmal ganz Gallien besetzt hätten, sich nicht zurückhalten würden, wie einst die Kimbern und Teutonen in die Provinz einzudringen und von dort nach Italien zu ziehen«. Ganz bewusst rührt er damit an das Trauma von Arausio. Und

tatsächlich sind die Römer ihrem Feldherrn für das Zurückdrängen der gefürchteten Unholde so dankbar, dass seine rechtlich nicht immer lupenreinen Feldzüge vor dem Senat keine negativen Folgen für ihn haben.

Auch nach Cäsars Rückkehr in die Hauptstadt bleibt es am Rhein relativ ruhig. Erst im Jahr 16 vor Christus töten die Sugambrer einige Römer, die sich in ihr Gebiet vorgewagt haben, überqueren danach den Rhein und plündern die Provinz. Als der Statthalter Marcus Lollius den Eindringlingen mit einer Legion entgegentritt, wird er vernichtend geschlagen und verliert sogar das Feldzeichen, den Legionsadler – ein Schock für die seit Cäsar wieder siegesgewohnten Römer.

Kaiser Augustus, seit 31 vor Christus an der Macht, zieht jetzt selbst ins Grenzgebiet und ändert seine Germanenpolitik von Grund auf: Man reagiert nicht mehr nur auf Attacken der Barbaren, man stößt selbst ins Feindesland vor. In den folgenden Jahren unterwerfen die Römer in zähen Kämpfen diverse germanische Stämme, errichten zwischen Rhein und Elbe Legionslager und Städte und führen sogar römische Verwaltungsstrukturen ein. Erst ein blutiger Hinterhalt bremst den Vormarsch des Imperiums. Die Schlacht am Teutoburger Wald kostet Rom nicht nur drei Legionen, sondern vor allem das mühsam gewachsene Vertrauen, dass die Nordgrenze langfristig doch Friedenszone werden könnte. Die Germanen überrennen die bis an die Weser vorgeschobenen römischen Lager, machen jedoch am Rhein halt.

Wie einst Cäsar versucht nun auch Augustus, die schlimmen Erinnerungen an den Vormarsch der Kimbern und Teutonen auf Rom zu reanimieren. Schließlich braucht er nach dieser Niederlage dringend Nachschub für seine Truppen, um die Grenzen zu sichern. Doch die Furcht, in den fernen Sümpfen von rebellischen Wilden niedergemetzelt zu werden, ist offensichtlich größer als die Angst vor einer germanischen Alpenüberquerung. Um genügend Männer zu finden, die das Imperium an der Rheingrenze verteidigen, muss Augustus drakonische Strafen für Kriegsdienstverweigerer verhängen. Vier Jahre später soll der Feldherr Germanicus trotzdem die Eroberungsfeldzüge fortsetzen. Doch er agiert nachlässig und ungeschickt; mehrfach erleiden die Römer hohe Verluste. Im Jahr 16 zieht Augustus’ Nachfolger Tiberius deshalb alle Truppen aus Germanien ab.

Damit endet das Zeitalter der römischen Expansion jenseits des Rheins; bis

zum Winter 406/407, in dem die Germanen den zugefrorenen Rhein überschreiten und in den römischen Provinzen Königreiche errichten werden, geht es Rom vorrangig um Stabilität an der langen gemeinsamen Grenze. Denn so viel Handel auch stattfindet, richtig friedlich wird die Nachbarschaft kaum. Für die Römer bleiben die Germanen ein ständiger Unsicherheitsfaktor. Für die Germanen sind die Römer immer auch kaltblütige Feinde, die auf ihren Feldzügen die Bevölkerung nicht schonen.

Trotzdem sind beide Seiten voneinander fasziniert. Die Germanen staunen über den Luxus und die Disziplin ihrer südlichen Nachbarn; die Römer bewundern die Ursprünglichkeit und Freiheitsliebe der Barbaren. Man treibt Handel miteinander, übernimmt Sitten und Techniken. Und ist sich dabei auf beiden Seiten doch stets gewiss: Das bessere Volk sind wir.

Furor aus dem Norden

Selten ist Rom so geschockt worden wie von den mutigen Kimbern und Teutonen. Erst in der Provence konnte Konsul Gaius Marius die Invasoren stoppen.

Von Thorsten Oltmer

Irgendwann um das Jahr 120 vor Christus müssen sie aufgebrochen sein aus ihrer Heimat im heutigen Jütland und Schleswig-Holstein. Zwischen Elbe und Oder wandern Kimbern, Teutonen und Ambronen südwärts, auf der Suche nach Siedlungsland. Warum die germanischen Stämme mit Sack und Pack aufbrechen? Ob eine verheerende Sturmflut sie vertreibt, Missernten oder ein hoher Bevölkerungsdruck – das hat nie jemand genau ermittelt. Kein alltäglicher Fall immerhin, dass Zehntausende von Kriegern samt Frauen, Alten und Kindern sich mit Vieh und Karren auf Wanderschaft begeben.

Dort, wo Geschichte aufgezeichnet wird, im Römischen Reich, weiß man von dem Aufbruch vorerst nichts: Was östlich des Rheins liegt, ist terra incognita, ein weißer Fleck. Nur Andeutungen über die dort siedelnden Menschen gibt es, Gerüchte von wilden Stämmen in nebligen, feuchtkalten Wäldern. Erst etwa 113 erfährt Rom von dem gewaltigen Zug. In den Ostalpen leben die Noriker, Verbündete und Handelspartner der selbstbewussten Lateiner im Süden. Als die Germanen in Scharen plündernd in ihr Gebiet einfallen, rufen die Noriker Rom zu Hilfe. Konsul Papirius Carbo steht mit einem Heer in der Nähe. Er lässt die Alpenpässe sperren, weist die Bitten der Invasoren nach Siedlungsland brüsk zurück, sichert ihnen jedoch freies Geleit zu. Tatsächlich aber will Carbo die Eindringlinge dauerhaft loswerden. Obwohl die Germanen in Ruhe abziehen, befiehlt er einen Angriff.

Diese Hinterlist müssen die Römer teuer bezahlen. Bei Noreia, das wohl in Kärnten oder in der Steiermark lag, erleiden sie ihre erste Niederlage gegen germanische Stämme. Über 250 Jahre später meldet der Historiker Appian: »Carbo zog im Eilmarsch zum Standort der Teutonen und griff sie während ihrer Rast überraschend an; er büßte indes schwer für seinen Wortbruch und erlitt hohe Verluste. Vielleicht hätte er sogar alle Truppen verloren, wenn nicht während der Schlacht Finsternis eingetreten wäre und ein schweres Gewitter die Heere getrennt hätte. Die Römer sammelten sich mit Mühe erst am dritten Tag.«
In der Hauptstadt ist der Senat alarmiert. Gewöhnlich schließt man mit unterworfenen Stämmen Freundschafts-und Beistandsabkommen ab und schafft so »Pufferstaaten«. Nun ist dieses Sicherheitsvorfeld massiv bedroht.

Aber die Eindringlinge zieht es noch nicht über die Alpen. Sie wandern im Gebirgsvorland nach Westen und überqueren den Oberrhein. Hier an der Burgundischen Pforte ist das Tor nach Gallien weit offen. Um 111 stehen damit zum ersten Mal größere Germanentrupps westlich des Rheins und bedrohen römisches Gebiet: die neue Provinz Gallia Narbonensis, die Italien mit Roms spanischen Provinzen verbindet. Es sind also wichtige territoriale Interessen zu verteidigen. Der Konsul Marcus Junius Silanus ist Roms Statthalter vor Ort. Zu ihm kommen Häuptlinge der Kimbern und Teutonen und bitten um Erlaubnis, sich auf den fruchtbaren Böden ansiedeln zu dürfen. Silanus kann nicht über das Gesuch entscheiden – so etwas ist Sache des Senats. Er schickt die Delegation nach Rom.

Die »legati Cimbrorum«, wie der augusteische Historiker Livius sie nennt, sind wohl die ersten »Barbaren« in der Metropole des Römischen Imperiums. Aber der Senat lehnt das Gesuch ab. Nun stehen die Zeichen auf Krieg. Wahrscheinlich westlich von Lugdunum, dem heutigen Lyon, kommt es im Jahr 109 zur zweiten großen Auseinandersetzung. Wie Carbo vier Jahre zuvor erleidet auch Silanus eine schmachvolle Niederlage. Historiker erklären das Versagen der römischen Heerführer mit Unerfahrenheit und Ignoranz. Sie unterschätzen die kampferprobten und gut geführten Germanen gewaltig.

Vor dem nächsten Zusammenprall wappnet sich Rom darum besonders sorgfältig. Man kennt jetzt die Gefährlichkeit der Eindringlinge und bietet ein großes Heer auf. Befehligt wird es gleich von beiden Konsuln: Quintus Servilius Caepio und Gnaeus Mallius Maximus führen die Legionen – keine gute Idee.

Caepio hat sich in Lusitanien hervorgetan und es bis zum Statthalter der Provinz gebracht. Er blickt herab auf den Emporkömmling Maximus, diesen »homo novus«, der als erster seiner Familie ein hohes Amt bekleidet. Bei Arausio, dem heutigen Orange in der Provence, kommt es am 6. Oktober 105 zur Schlacht. Die Römer lagern getrennt an beiden Ufern der Rhône. Gegen eine Streitmacht, wie sie die Kimbern unter ihrem erfahrenen König Boiorix aufbieten, wäre es dringend geboten, die Truppen zu vereinen. Doch Caepio kommt dieser Aufforderung des Maximus nur widerwillig nach. Zwar überqueren seine Truppen den Fluss, biwakieren aber weiter allein, näher am Feind. Caepio will den Schlachtenruhm für sich, greift an – und wird geschlagen. Dann überrennen die Germanen auch das Lager des Maximus. Es

folgt eine totale Niederlage: Das gesamte römische Heer wird aufgerieben. Auch wenn die Zahl von 70000 Getöteten übertrieben scheint, bleibt von den Legionen kaum jemand übrig. Seit dem Desaster von Cannae gegen Hannibal 111 Jahre zuvor hatte es keine derartige Katastrophe mehr gegeben. Caepio flüchtet und überlässt seine Truppen dem Untergang. Ihm wird in Rom der Prozess gemacht; er verliert alle Ämter. Konsul Maximus, der seine beiden Söhne in der Schlacht verlor, muss sich ebenfalls vor Gericht verantworten.

Nach dieser neuerlichen Schmach ist auch dem Letzten der Ernst der Lage klar. Es stehen kaum noch Legionen zwischen den Germanen und Rom. Ein entschlossener Vorstoß der Stämme könnte das Ende der Republik bedeuten. Konsul Rutilius Rufus verhängt sofort ein striktes Ausreiseverbot für alle wehrfähigen Männer. Der spätrepublikanische Historiker Sallust beschreibt die Angst vor den Germanen so: »Vor Furcht zitterte ganz Italien; damals waren die Römer der Meinung, dass alle anderen sich vor der römischen Tapferkeit beugten, mit ihnen aber ums Überleben gekämpft werde.«



Zum Glück marschieren die Germanen nicht nach Rom. Vielmehr suchen sie auf getrennten Wegen neue Siedlungsgebiete. Während Teutonen und Ambronen in Gallien umherstreifen, durchqueren die Kimbern Südgallien und die Pyrenäen. Überall verbreiten sie Angst und Schrecken; sesshaft werden können sie nirgends. Allerorten sind die guten Siedlungsgebiete bewohnt, das Land vergeben. Ortsansässige Stämme verteidigen ihr Land eifersüchtig. Weder bei den Belgern im Norden Galliens noch bei den Keltiberern in Spanien sind die Wanderer gelitten; von der Gegend um Lutetia, dem heutigen Paris, ziehen sie wieder südwärts.

Wer kann Rom wirklich schützen? Die Wahl fällt auf Gaius Marius. Der 52-Jährige stammt aus der Provinz, er soll Sohn armer Bauern gewesen sein. Als Vollblutsoldat hat Marius sich in Spanien bewährt. In Nordafrika erringt er seinen ersten großen Triumph: Als Konsul zwingt er Jugurtha, den abtrünnigen König des römischen Vasallenreichs, in die Knie. Jugurtha flieht, wird ausgeliefert und 104 im Triumph durch Rom gezerrt. Danach erdrosselt man ihn – ein übliches Ende für prominente Feinde.

Marius also ist der richtige Mann. 104 wird er – gegen geltendes Recht – erneut Konsul; bis zu seinem Tod im Jahr 86 hat er dieses Amt siebenmal inne, ein Beweis für die Hoffnung, die der Senat in ihn setzt. Zudem verbindet ihn seine Gattin Julia, die Tante des späteren Imperators Julius Cäsar, eng mit einer der einflussreichsten Familien Roms. Als erfahrener Militär weiß Marius, dass die Kriege, die Rom an der Peripherie des Imperiums unablässig führt, den Staat über Gebühr belasten. Der jahrelange Wehrdienst, den vor allem Bauern mit eigenem Boden leisten müssen, bedroht die landwirtschaftliche Produktion und damit die Lebensmittelversorgung. Allgemein herrscht ein Mangel an geeigneten Rekruten. Auch wechselt der Oberbefehl Jahr für Jahr mit der Wahl neuer Konsuln; eine einheitliche Militärführung ist nicht gewährleistet.

Eine Reform des gesamten Heereswesens ist also überfällig. Gut zwei Jahre bleiben Marius, um Roms Truppen auf die Entscheidungsschlachten vorzubereiten. Er nutzt diese Atempause und vollzieht den Wechsel von einer Wehrpflichtigen-zur Berufsarmee. Auch Plebejer, Angehörige der Unterschicht, können sich nun zum Militärdienst verpflichten, wenn sie nur Bürgerrechte besitzen.

Marius ist berüchtigt für harten Drill. Er erhöht das Marschgepäck der Legionäre drastisch bis auf rund 40 Kilo. Das ist nicht Schikane, sondern lässt die Truppen vom Tross unabhängig werden; die Kohorten kommen so viel schneller voran. Sein Biograf Plutarch urteilt: »Nachdem sich die Truppen einmal an Disziplin und Gehorsam gewöhnt hatten, erschien ihnen seine finstere Strenge, seine unerbittliche Härte im Strafen sehr gerecht, ja heilsam.« Schon naht für die reformierte Armee ihre erste harte Bewährungsprobe.

Im Jahr 103 haben sich die getrennt ziehenden Kimbern, Teutonen und Ambronen wieder vereint. Über ihre Ziele und Motive rätseln auch Fachleute; unterschiedliche Fraktionen scheinen das Sagen gehabt zu haben. Eines aber ist

den Römern klar: Dieser riesige Tross, der seit fast 20 Jahren plündernd und brandschatzend durch Mitteleuropa vagabundiert, muss aufgehalten werden. Und die Gefahr wird konkret: Im Jahr 102 ziehen die Stämme auf verschiedenen Wegen südwärts – nach Italien. »Auf die Kimbern fiel das Los, von Norden her gegen Catulus zu marschieren«, berichtet Plutarch, »die Teutonen und Ambronen sollten die Küste entlang durch Ligurien gegen Marius ziehen.«

Rom hatte also von den Plänen Wind bekommen. Während Konsul Quintus Lutatius Catulus die Alpenübergänge verteidigen soll, entscheidet Marius, dem Feind im Rhônetal entgegenzumarschieren. Er hat 32000 Mann zur Verfügung, rund sechs Legionen, dazu Hilfstruppen. An der Mündung der Isère in die Rhône, nördlich des heutigen Valence, schlägt er sein Lager auf – eine kluge Entscheidung, denn von hier aus überwachen seine Späher sowohl das westliche Alpenvorland als auch das Gebiet bis zum Mittelmeer. Der Fluss dient als Nachschubroute für die hungrige Armee. Jede Woche benötigen die Legionäre rund 230 Tonnen Getreide, Futter für die Tiere noch nicht eingerechnet. Dagegen leben die Germanen vom Lande; ist es ausgeplündert, müssen sie weiterziehen. Die Römer folgen ihnen, halten enge Fühlung.

Bei Aquae Sextiae (heute Aix-en-Provence) kommt es eher zufällig zum Treffen, als römische Hilfstruppen Wasser holen. Die Ambronen greifen an, werden aber zurückgeschlagen. Am folgenden Tag herrscht gespannte Ruhe. Beide Heere bereiten sich auf die Schlacht vor. Am nächsten Morgen geht Marius' Plan, den Feind mit seiner Kavallerie auf einen Hügel zu locken, auf. Die mit wildem Kriegsgeschrei bergan stürmenden Teutonen unter König Teutobod verlieren ihren Angriffsschwung und werden von der römischen Phalanx talabwärts gedrängt. Nun fallen ihnen 3000 Legionäre in den Rücken. Die hinteren Reihen beginnen zu straucheln. Plutarch: »Diese Wankenden aber brachten auch die vor ihnen Stehenden in Verwirrung und verursachten bald im ganzen Heer ein heilloses Durcheinander.«

Die Besiegten wenden sich zur Flucht. Viele Tausende schlachten die Römer ab; auch gegen Frauen und Kinder gibt es keine Gnade. Mit den Knochen der Toten, so wird überliefert, seien Weinberge eingehegt worden; die verwesenden Kadaver sorgten jahrelang für üppige Ernten. Die wenigen Überlebenden werden versklavt, König Teutobod gefangengenommen. Er ist die Attraktion des Triumphzuges durch Rom. Wie Jugurtha wird er danach in den Katakomben

erdrosselt. Teutonen und Ambronen verschwinden aus der Geschichte. Aber noch drohen die Kimbern.

Ein Jahr später kommt der entscheidende Augenblick. Prokonsul Catulus bezieht mit seinen 20000 Legionären Stellung nahe der Stadt Vercellae, heute Vercelli. Marius, der Sieger von Aquae Sextiae, steht ihm bei; zusammen befehligen sie wohl 50000 Mann. Wie viele Krieger die Kimbern unter Boiorix aufbieten können, ist ungewiss. Hier im Piemont westlich von Mailand, auf den Raudischen Feldern, wird Ende Juli 101 das Schicksal des Stammes besiegelt.

Wenn man dem spätantiken Historiker Paulus Orosius glauben kann, spielen sich entsetzliche Szenen ab: »Die Frauen entfachten eine fast noch härtere Schlacht, als sie die Wagen wie ein Lager aufbauten und die Römer lange abwehrten. Doch als diese sie mit einer neuen Art des Mordens erschreckten – sie schnitten nämlich die Kopfhaut mitsamt dem Haar ab und ließen sie so zurück –, richteten sie das Schwert gegen sich und die Ihren.« Manche sollen eine Schlinge aus ihren Haaren gemacht und sich an den Bäumen erhängt haben. Nur wenige hundert Tote haben die Römer zu beklagen. Die Kimbern dagegen sind ausgelöscht, ihre Anführer sterben mit ihnen.

Damit ist die Bedrohung aus dem Norden für die Römische Republik erst einmal gebannt. Aber die Erinnerung an die frühen Niederlagen lebt fort: Cäsar beschwört später die Angst vor dem »furor teutonicus«, um seine politischen Ziele zu erreichen. Und der Satiriker Juvenal erinnert noch um 115 nach Christus an die »terribiles Cimbri«, die schrecklichen Kimbern.

Duell im Elsass

Als der Sueben-Fürst Ariovist in Gallien eindrang, fühlte sich Cäsar herausgefordert. Nach verlorener Schlacht floh der Germane zurück über den Rhein.

Von Gerhard Spörl

In Gallien muss man sich Cäsar als glücklichen Menschen vorstellen. Er fühlte sich wohl unter den Soldaten, die er befehligte und mit grandiosen Reden in die Schlachten mit den Helvetiern und den Germanen trieb. Er dachte groß von sich und konnte endlich auch Großes in dem Maße leisten, wie es ihm vorschwebte. Vor allem aber war er nun sein eigener Herr, jedenfalls verhielt er sich in den kommenden Jahren so. Er eroberte Landstriche, an denen dem imperialen Rom bis zu diesem Zeitpunkt wenig gelegen hatte, und unterwarf Stämme, die außer ihm eigentlich niemand dem Reich einverleiben wollte.

Dabei fällt an den Feldzügen in Gallien seit 58 vor Christus auf, dass die Bedingungen, unter denen der Prokonsul Gaius Cäsar operierte, und die Umsicht, die er an den Tag legte, den Zwängen verblüffend ähneln, mit denen sich Präsidenten oder Regierungschefs heutzutage herumschlagen, wenn sie Invasionsarmeen in ferne Ländern entsenden, sei es in den Irak, nach Afghanistan oder Mali. Auch sie tun gut daran, die Machtverhältnisse daheim im Blick zu behalten. Auch für sie empfiehlt es sich, dafür zu sorgen, dass der Krieg daheim nicht unpopulär wird. Auch sie müssen ihre Gegner unter Kontrolle halten und ihre Anhänger immer wieder für ihre Sache mobilisieren, wenn sie dort bleiben möchten, wo sie sind: im Mittelpunkt des Weltgeschehens, an der Macht.

Cäsar führte Krieg und behielt Rom im Blick. »Seine strategischen Entscheidungen hatten folglich vielfach einen innenpolitischen Aspekt. Und was er in Rom bewirkte, war oft Funktion seiner militärischen Lage. Vor allem war er in außerordentlichem Maße gegenwärtig in der Stadt«, schreibt Christian Meier in seiner Cäsar-Biografie. Der Prokonsul sandte Boten hin und her, die

Informationen vom Kriegsgeschehen in Gallien nach Rom trugen und ihm von den neuesten Wendungen dort Bericht erstatteten. »Er schrieb unzählige Briefe, auf seinen Märschen in der Sänfte, im Lager. Dadurch war er ständig mit zahlreichen Römern – auch Römerinnen – in Verbindung, kannte ihre Nöte, bot Hilfen, großzügige Darlehen, sandte exotische Aufmerksamkeiten, knüpfte und befestigte vielerart Beziehungen. Übrigens verwandte er für besonders vertrauliche Mitteilungen eine Geheimschrift, in der die Buchstaben in bestimmter Weise vertauscht waren; sie war mit seinen Sekretären Oppius und Balbus verabredet«, erzählt Meier über die Herrschaftstechnik seines Protagonisten.

Bald nach Beginn des Jahres 58 holte Cäsar die Auszugs-Auspizien ein, legte das Kriegskleid an und ließ die Hörner zum Abmarsch aus Rom blasen. Indem er die Stadtgrenze überschritt, trat er das Prokonsulat förmlich an. Und dann blieb er erst einmal stehen. Das Zögern, das Abwarten, welche Ereignisse in Rom nach seinem Auszug eintreten mochten, stehen in krassem Gegensatz zu der alarmistischen Notwendigkeit, mit der Cäsar bald darauf seine Kriegszüge in Gallien umflort. In »De bello Gallico« verleiht er den Ereignissen die Aura historischer Zwangsläufigkeit. In Wirklichkeit aber führte er Kriege seiner Wahl zum eigenen Ruhm.

Was ein gerechter Krieg sein sollte, hat Cicero definiert: »Nur dann kann ein Krieg als gerecht gelten, wenn es sich darum handelt, Rache an den Feinden zu üben und diese abzuwehren; sonst nicht.« Nach Cicero ist ein gerechter Krieg ein aufgezwungener Krieg. Ihm geht ein feindseliger Akt, ein Verbrechen oder ein Überfall voraus. Cäsar rechtfertigt sein Vorgehen in Gallien dann auch so. Er gibt vor, dass er, der gewissenhafte Statthalter Roms, ohne eigenes Zutun in einen großen Krieg verwickelt worden sei. Anlass und Begründung leitet er aus Machtverschiebungen und ethnischen Unruhen ab, die er nicht verursacht hat. Er nutzt den enormen Vorteil, dass er nicht nur Prokonsul ist, sondern zugleich der Geschichtsschreiber der Expansion, die er im Auftrag und höheren Dienst des römischen Imperiums vornimmt, wie er behauptet.



Westlich der Alpen hatte Rom einen Amtsbezirk eingerichtet, Gallia Narbonensis im heutigen Südfrankreich. Er stand unter direkter Verwaltung und war zugleich Horch-und Vorposten gegenüber den anderen gallischen Stämmen, die Gemeinsamkeiten in der Sprache und Religion aufwiesen. Ihre Priester, die Druiden, trafen sich einmal im Jahr an geweihtem Ort. »Die politische und gesellschaftliche Ordnung war aristokratisch; das Machtgefüge anscheinend labil. Kriege zwischen den Stämmen und Bündnisse zwischen den Adligen verschiedener Stämme sorgten weithin für Unruhen«, fasst Meier die Ausgangslage bei Cäsars Prokonsulat zusammen. Das war der Binnendruck.

Für Außendruck sorgten Germanen jenseits des Rheins, die das Gefüge im Vorfeld der Gallia Narbonensis veränderten. Sie kamen in größeren und kleineren Gruppen. Sie wurden mal zu Hilfe gerufen, mal kamen sie aus eigenem Antrieb. Lange blieben solche ethnischen Bewegungen ohne Folgen. Allerdings zogen zum Beispiel die Helvetier daraus die Konsequenz, aus Südwestdeutschland ins Gebiet der heutigen Schweiz auszuweichen.

Dann und wann schloss Rom politische Freundschaftsbündnisse mit gallischen Stämmen, zum Beispiel mit den Häduern, die eine Vormachtstellung zwischen Sâone und Loire errungen hatten. Um die Häduer zu besiegen, holten deren

Rivalen, die Sequaner, einen germanischen Fürsten aus dem Stamm der Sueben zu Hilfe, der eine große Gefolgschaft um sich gesammelt hatte. Er hieß Ariovist, besiegte die Häduer und löste damit ein gewisses Echo in Rom aus. Der Senat beauftragte den Statthalter der Gallia Narbonensis, »die Häduer und die anderen Freunde des römischen Volkes zu schützen, soweit es ohne Nachteile für die Republik möglich ist«.

Der Auftrag fiel hinreichend ungenau aus. Cäsar, in dessen Konsulat der siegreiche Ariovist sogar als »König und Freund« anerkannt worden war, konnte die Initiative ergreifen und den Häduern Genugtuung widerfahren lassen, oder er konnte es bleiben lassen. Wofür er sich auch immer entschied, ließ sich mit dem Auftrag Roms begründen. So begab es sich, dass Cäsar, auf Größe bedacht, auf Ariovist traf, dem man ebenfalls unterstellen darf, dass er groß von sich dachte.

Wer Cäsar war, weiß die Nachwelt zur Genüge. Von Ariovist wissen wir weitaus weniger. Es ist nicht einmal bekannt, woher er kam, aber auch er regte die Phantasie der Nachwelt an, weil er Cäsar von gleich zu gleich entgegentrat. Der Schriftsteller Siegfried Fischer-Fabian schrieb imaginationsstark über »Die ersten Deutschen«, zu denen er Ariovist zählte. »In Ariovist war den Germanen eine Persönlichkeit neuen Typs erwachsen. Er war mit Tugenden ausgerüstet, die sich von denen seiner Vorgänger diametral unterschieden: An die Stelle der Tollkühnheit war besonnener Mut getreten, berserkerhafte Todesverachtung wurde ersetzt durch Disziplin, blindes Drauflosstürmen durch strategisches Kalkül, Biedersinn durch staatsmännisches Denken.« Fischer-Fabian setzt Ariovist von den Kimbern und Teutonen ab, den germanischen Stämmen aus Jütland, die 50 Jahre zuvor zum Alptraum der Römer geworden waren.

Was Ariovist konnte, zeigte er erstmals, als er für die Sequaner die Häduer besiegte. Dafür zog er mit einem Heer aus 15000 Mann über den Rhein und triumphierte im Jahr 61 bei Magetobriga (vermutlich in Burgund gelegen). »Ariovist konnte hier zum ersten Mal sein strategisches Genie beweisen und vor allem seine Fähigkeit, kalten Blutes abzuwarten, bis der entscheidende Moment des Zuschlagens gekommen schien«, windet ihm sein Biograf Fischer-Fabian Kränze.

Tatsächlich verhielt sich Ariovist nach der strategischen Art der Römer. Er verschanzte sich in einem Lager, das umgeben war von Sümpfen, mied eine große Schlacht, da die Häduer an Zahl überlegen waren, und baute darauf, dass

sich Unruhe im Heer des Feindes ausbreiten würde. Unruhe entstand immer dann, wenn es an Vorräten mangelte. Truppen brauchten Proviant. Große Truppen brauchten viel Proviant. Daraus entwickelte sich regelmäßig ein Geduldsspiel. Wer zuerst in Not geriet, hatte so gut wie verloren. Kimbern und Teutonen hatten sich zu ihrem Nachteil getrennt, weil getrennte Heere leichter zu versorgen waren.

Von den Sequanern verlangte Ariovist nach seinem Sieg Land und siedelte sich wahrscheinlich im Gebiet um Straßburg, Worms und Speyer an. Er zog immer neue germanische Stämme nach, forderte für sie neues Land und beherrschte alsbald Ostgallien. Er heiratete, zusätzlich zu seiner germanischen Frau, die Schwester des Königs von Noricum (einem Keltenreich um Salzburg, die Steiermark, Kärnten und Oberösterreich). Seine Macht und sein Einfluss wuchsen.

So stieg Ariovist in Gallien zu einer Größe auf, die Cäsar ins Auge stechen musste. Unglücklicherweise gibt es kaum germanische Zeugnisse über die historische Konfrontation zwischen Cäsar und Ariovist. Auch hier hält der Römer das Monopol. Er erzählt in »De bello Gallico«, dass nach seinem Sieg über die Helvetier prominente gallische Abgesandte verschiedener Stämme ihn um ein Geheimgespräch ersuchten:

Als Cäsar sich einverstanden erklärte, warfen sie sich ihm alle weinend zu Füßen. Der Häduer Diviciacus übernahm es, für die Gallier zu sprechen: Es gebe zwei Parteien in ganz Gallien. Die eine werde von den Häduern geführt, die andere von den Avernern. Nachdem beide viele Jahre lang erbittert um die Vorherrschaft gestritten hätten, sei es dahin gekommen, dass die Averner und die Sequaner germanische Söldner geworben hätten. Zunächst seien etwa 15000 über den Rhein gekommen. Als sich jedoch diese wilden und barbarischen Menschen an die Vorzüge des fruchtbaren gallischen Landes und den dort herrschenden Reichtum gewöhnt hätten, seien noch mehr Stammesgenossen über den Rhein geholt worden. Gegenwärtig befänden sich daher in Gallien schon etwa 120000 Germanen. Die Häduer und die Stämme, die unter ihrem Schutz stünden, seien gezwungen gewesen, mit ihnen zu kämpfen. Sie seien ihnen jedoch unterlegen, hätten große Verluste hinnehmen müssen und Adel, Rat und Reiterei völlig eingebüßt. Den siegreichen Sequanern sei jedoch noch Schlimmeres zugestoßen, denn Ariovist, der König der Germanen, habe sich in ihrem Land

niedergelassen. In wenigen Jahren werde es dahin kommen, dass sie alle aus dem gallischen Gebiet vertrieben würden, während die Germanen alle über den Rhein kämen.

Cäsar schreibt Diviciacus auch die Charakterisierung Ariovists zu: Der regiere selbstherrlich und grausam, fordere Adelskinder als Geiseln, die er bestrafe und foltere. Er sei ein jähzorniger und unberechenbarer Barbar. »Wenn die Gallier bei Cäsar und dem römischen Volk keine Unterstützung fänden, bliebe ihnen nur übrig auszuwandern, um fern von den Germanen eine neue Heimat und neue Wohnsitze zu finden.« Barbaren gegen kultivierte Römer. Wilde gegen eine erfahrene Weltmacht. Ein klassischer Gegensatz und die klassische Geschichtsschreibung des Siegers, der den Besiegten militärisch groß und kulturell klein darstellt.

Mit seiner Klage liefert Diviciacus dem römischen Statthalter einen klinisch sauberen Kriegsgrund. Er stand in Einklang mit seinem Auftrag, die Verbündeten Roms zu beschützen, und er erfüllte auch Ciceros Bedingung für einen gerechten Krieg, da es ja um die Abwehr der Feinde ging. Damit war eine begrenzte Auseinandersetzung innerhalb Galliens in den Stand der Weltgeschichte gehoben worden.

Das Drama beginnt, indem Cäsar durch Gesandte Ariovist um eine Unterredung ersucht. Dabei umtänzeln sich die Kontrahenten mit Worten. Ariovist antwortet auf den Wunsch nach einer Begegnung, wenn er, Ariovist, einen Grund hätte, mit Cäsar zu sprechen, würde er es so halten, dass er Cäsar aufsuchen würde. So konsequent möge doch auch Cäsar sein. Im Übrigen stellt Ariovist die Frage, was Cäsar eigentlich in diesem Gallien zu suchen habe – Ariovist sagt dazu: mein Gallien. »Das sind tatsächlich stolze Worte, Worte eines Souveräns, der von sich selbst überzeugt ist und seines Ranges so bewusst, dass ihm auch eine Weltmacht nicht zu imponieren vermag«, schreibt Fischer-Fabian.

Nach dieser Verweigerung eines persönlichen Treffens stellt Cäsar dem Germanen ultimative Forderungen: keine weitere Gefolgschaft von jenseits des Rheins, Freigabe der Häduer-Geiseln, Angriffsverzicht. Cäsar, der Geschichtsschreiber, lässt Ariovist diese Antwort geben: »Wenn es Cäsar gelüstet, so mag er kämpfen: Dann wird er sehen, was die unbesiegten Germanen zu leisten vermögen, Männer, die im Gebrauch der Waffen geübt und

14 Jahre lang unter kein Dach gekommen sind.« Stolze Worte. Ein Gegner, Cäsars würdig. So beschreibt Cäsar seinen Gegner Ariovist.

Als Cäsar zugetragen wurde, dass Nachschub für die Germanen unterwegs sein sollte, ergriff er die Initiative und brach mit seinen Legionen auf. Er richtete sich in Vesontio (Besançon) ein, der Hauptstadt der Sequaner, gelegen zwischen Fluss und Berg, ausgerüstet mit einem Proviantlager. Gute Voraussetzungen für kommende Schlachten, doch dann passierte etwas Unvorhergesehenes: Während der kurzen Zeit, die Cäsar wegen der Verpflegung und des Nachschubs bei Vesontio stand, ergriff durch die »Neugier unserer Leute und durch das Geschwätz der Gallier und Kaufleute plötzlich eine solche Angst das ganze Heer, dass sie Kopf und Herz aller in heftigste Verwirrung versetzte«, schreibt Cäsar. Es werde nämlich erzählt, die Germanen seien Menschen von ungeheurer Körpergröße, unglaublich tapfer und in den Waffen geübt; wer mit ihnen zusammengeraten sei, habe noch nicht einmal den Anblick ihrer Gesichter und das Feuer in ihren Augen ertragen können.

Die Angst ging von den Militärtribunen, Präfekten und den übrigen aus, die Cäsar aus Freundschaft aus Rom gefolgt waren. Davon ließen sich kriegserfahrene Centurionen, einfache Soldaten und Kommandeure der Reiterabteilungen anstecken. Die Psychose grenzte an Meuterei. Daraufhin hielt Cäsar eine seiner anfeuernden Reden, die in dem Satz gipfelte: »Warum verzweifelt ihr an eurer Tapferkeit oder an meiner Umsicht?«

Dann führte Cäsar seine Legionen in sieben Tagesmärschen ins Elsass. Eine gewaltige Leistung, denn ein gewöhnlicher Soldat musste damals das kurze Schwert, den Wurfspeer, einen Dolch, den Metallhelm, Ketten-oder Schienenbrustpanzer, Beinschienen und Schild tragen, dazu Kochgeschirr und oft Beil, Säge, Spaten, Taue, Schanzkörbe plus Vorrat für drei Tage. Die Last lag ihm nicht auf dem Rücken, sondern hing ihm an einer Stange über der linken Schulter. So konnte er sie rasch ablegen und kämpfen, wenn es nötig wurde.

Als Cäsar sein Lager aufschlug, kamen Reiter herbei, Abgesandte von Ariovist, der etwa auf der Höhe von Colmar kampierte. Sie richteten aus, dass Ariovist nunmehr zu einer Unterredung bereit sei, Cäsar dürfe aber lediglich von Reitern begleitet kommen. So treten sich am Ende der Germanen-König und der römische Prokonsul doch noch persönlich gegenüber.

Cäsar lässt Ariovist argumentieren, ihn hätten die Gallier ins Land gerufen, den

germanischen Zuzug brauche er zur Verteidigung, und dieser Teil Galliens sei seine Provinz wie jener Teil die Provinz der Römer. Verlasse Cäsar Gallien nicht, werde er ihn als Feind ansehen. Er fügt hinzu, führenden Römern käme es gelegen, wenn Cäsar hier vernichtet werde.

Cäsar erwidert, Rom habe ältere Rechte an Gallien. Als Ariovists zurückgebliebene Reiter die römischen Reiter angreifen, so schildert es Cäsar, wird das Gespräch, das über Dolmetscher geführt worden ist, abgebrochen. Die Entscheidungsschlacht steht bevor.

Ariovist hatte es allerdings nicht eilig mit kriegerischen Handlungen. Verstärkung von jenseits des Rheins war unterwegs, darauf wollte er warten. Er zog seine Truppen in die Wagenburg zurück. »Diese Burg auf Rädern«, schreibt Fischer-Fabian, »diente den Germanen auf ihren Wanderungen als Lager, im Krieg war sie Aufmarschbasis und Festung zugleich. Zu diesem Zweck wurden die mit Leder bespannten Planwagen in einem Ring aufgestellt, und die Deichseln miteinander verkettet. Das war nur bei einigermaßen ebenem Gelände möglich und, denkt man an die schwerfälligen Zugochsen, bestimmt sehr zeitraubend.« Die Wagenburg hatte den Vorteil, dass die Kämpfenden schwerer fliehen konnten.

Die Germanen lehnten auch Schienenpanzer und Beinschienen, wie sie die Römer anlegten, als zu beschwerlich ab. Schutz gewährte ihnen der Schild, aus Holz gefertigt, mit Leder überzogen und mit Eisen eingefasst. In der Schlacht schlossen sich die Soldaten zu Schildburgen zusammen, die schwer aufzubrechen waren. In der rechten Hand der Krieger lag die Frame, ein Speer mit zweischneidiger Eisenspitze, geeignet zum Werfen und zum Stoßen. Hauptwaffe war das Schwert, das Symbol kriegerischer Tüchtigkeit. Einfache Soldaten besaßen meist eine Axt und eine eisenbeschlagene Keule. Dazu kamen Steine und Schleuderkugeln als Wurfgeschosse.

An fünf Tagen marschierten Cäsars Legionen in Schlachtordnung vor Ariovists Lager auf, aber die Germanen ließen sich nicht herauslocken. Ariovist schickte nur seine Doppelkämpfer aus Reitern und Kämpfern zu Fuß vor, die den Römern, denen diese Art des Kämpfens fremd war, Verluste beibrachten. Da aber die Verstärkung wider Erwarten ausblieb, stellte Ariovist seine Krieger eines Tages im Morgengrauen nach Stämmen geordnet vor der Wagenburg auf: Sueben, Haruden, Triboker, Wangionen, Nemeter, Sedusier. »Auf die Wagen

brachten sie die Frauen, die ihre Männer anflehten, sie nicht in die Knechtschaft der Feinde fallen zu lassen«, schreibt Cäsar. Es war die germanische Art des Anfeuerns zur Schlacht.

Was dann passierte, fasst Cäsar-Biograf Meier so zusammen: »Beide Heere prallen so heftig und schnell aufeinander, dass die Wurfspieße nicht mehr geschleudert werden können. Man ist sofort im Handgemenge begriffen. Unter Cäsars Führung wird der linke Flügel der Germanen geschlagen, der rechte dagegen bedrängt die Römer. Der Einsatz der römischen Reserven bringt die Wendung. Das germanische Aufgebot flieht und macht erst Halt am Rhein, der etwa siebeneinhalb Kilometer vom Schlachtort entfernt war. Wenige entkommen über den Fluss, darunter der König.« »Die Übrigen holten unsere Reiter ein und töteten sie«, schreibt Cäsar.

Das Duell zwischen Ariovist und Cäsar fand vermutlich bei Belfort oder Mühlhausen statt. Antike Autoren berichten, ziemlich übertrieben, von 80000 gefallenen Germanen. Wahrscheinlich verfügte Ariovist über 12000 Doppelkämpfer und 16000 Fußsoldaten. Cäsar gebot über sechs Legionen à 6000 Mann. Ariovist entkam in einem Boot über den Rhein. Eine seiner Töchter und seine germanische Frau wurden niedergemetzelt, auch seine zweite Frau, die Gallierin aus Noricum, starb. Ariovist soll noch vier Jahre in seiner rechtsrheinischen Heimat gelebt haben.

Nach der verlorenen Schlacht versinkt der stolze Suebe wieder in der Geschichtslosigkeit, aus der ihn der geschichtsschreibende Feldherr Cäsar herausgeholt hatte. Es war die zweite größere Konfrontation zwischen Germanen und Römern. Wenige Jahrhunderte später drehte sich das Kräfteverhältnis um, und die Germanen wurden zum wichtigen Faktor für Roms Untergang.

»DROHENDER, STOLZER TON«

In seiner Weltgeschichte charakterisiert der Sizilier Diodor, ein Zeitgenosse Cäsars, auch Land und Leute Nordeuropas. Er spricht durchweg von Kelten oder Galliern; der Name »Germanen« taucht bei ihm noch nicht auf.

In Gallien wohnen viele Völkerschaften von ungleicher Stärke. Bei den größten beträgt die Menschenzahl ungefähr 200000, bei den kleinsten 50000 … Zur Winterszeit fällt, wenn der Himmel umwölkt ist, statt des Regens ein tiefer Schnee, und an heiteren Tagen starrt alles von Eis und Frost. Die Flüsse gefrieren und bauen sich selbst natürliche Brücken … Weil bei der übermäßigen Kälte die Beschaffenheit der Luft ungünstig ist, so wächst dort weder Wein noch Öl. Die Gallier bereiten daher, da ihnen diese Erzeugnisse mangeln, ein Getränk aus Gerste, das man Bier nennt; auch Wasser, womit sie die Honigwaben ausspülen, dient ihnen zum Trunk. Übrigens lieben sie den Wein außerordentlich; sie gießen den Wein, der von den Kaufleuten eingeführt wird, unvermischt hinunter und nehmen das Getränk, dem sie so ergeben sind, im Übermaß zu sich, bis sie berauscht in Schlaf versinken oder in einen Zustand des Wahnsinns geraten …

Die Gallier haben einen hohen Wuchs, einen saftvollen Körper und eine weiße Haut. Ihre Haare sind nicht bloß von Natur gelb, sondern sie suchen diese eigentümliche Farbe durch künstliche Mittel noch zu erhöhen. Sie salben nämlich das Haar beständig mit Kalkwasser und streichen es von der Stirne zurück gegen den Scheitel und den Nacken, so dass sie fast wie Satyrn und Pane aussehen. Denn durch diese Behandlung wird das Haar so dick, dass es völlig einer Rossmähne gleicht … Sie speisen alle sitzend, aber nicht auf Stühlen, sondern auf dem Boden, wobei ihnen Wolfs-oder Hundefelle zur Unterlage dienen … Bei Tische geraten sie häufig über Kleinigkeiten in Wortwechsel und fordern einander zum Zweikampf heraus.

Wenn eine Schlacht geliefert werden soll, treten gewöhnlich Einzelne aus den Reihen vor und fordern die Tapfersten unter den Feinden zum Zweikampf heraus, wobei sie ihre Waffen schwingen, um die Gegner schon vorweg zu schrecken. Nimmt einer die Aufforderung an, so preisen sie die Heldentaten ihrer Vorfahren und erzählen Beweise ihrer eigenen Tapferkeit, schelten den Gegner aus und suchen ihm durch die Verachtung, womit sie von ihm sprechen, alles Selbstvertrauen im Voraus zu benehmen …

Sehr auffallend ist die Kleidung der Gallier. Sie tragen bunte Gewänder, mit allerlei Farben geblümt, und lange Hosen, die sie Bracken nennen. Darüber schnallen sie gestreifte, mit zahlreichen vielfarbigen Würfeln übersäte Mäntel, im Winter dickere, im Sommer leichtere. Ihre Trompeten haben einen eigenen, barbarischen Klang. Denn sie blasen stark hinein und bringen raue Töne hervor, die mit dem Kriegsgetümmel wohl übereinstimmen. Einige tragen einen eisernen gehäkelten Brustschutz; andere begnügen sich mit dem Harnisch, den die

Natur ihnen gegeben hat, und fechten unbekleidet … Ihr Aussehen ist fürchterlich, der Ton ihrer Stimme tief und äußerst rau. Im Gespräch drücken sie sich kurz und rätselhaft aus und deuten manches nur unvollständig und bildlich an. Sie erlauben sich viele Übertreibungen, um sich zu erheben und andere herabzusetzen. Auch sprechen sie gern in einem drohenden, stolzen, feierlichen Ton.

Sie haben eine scharfe Urteilskraft, und zum Lernen fehlt es ihnen nicht an Gaben. Es gibt unter ihnen Liederdichter, die man Barden nennt. Diese begleiten ihren Gesang, worin sie einige lobpreisen, andere schmähen, mit einem der Leier ähnlichen Werkzeug. Ferner gibt es Philosophen, die der Götterlehre kundig sind und in sehr hohem Ansehen stehen; man nennt sie Druiden. Auch hat man Wahrsager, denen man ebenfalls viel Ehre erweist. Sie sagen aus dem Vogelflug und aus der Opferschau die Zukunft voraus und haben das ganze Volk in ihrer Gewalt.

Übersetzt von Julius Friedrich Wurm, 1829, leicht modernisiert

Die Macht der Schrift

Runen dienten als Zauberzeichen, transportierten aber auch profane Mitteilungen. Wie das Germanen-Alphabet entstand und was die Inschriften bedeuten, ist bis heute weithin unklar.

Von Jenny Becker

Die Botschaft auf dem kleinen Kamm ist leicht zu übersehen. Hauchdünn sind die Zeichen in die bräunliche Oberfläche aus Hirschhorn geritzt, so unscheinbar, dass sie lange niemand bemerkte. Zwölf Jahre lag der Kamm im Archiv, bis endlich 2012 ein Lichtstrahl im richtigen Winkel die germanischen Zeichen zum Vorschein brachte. Vier Runen sind es: Kaba. Das bedeutet »Kamm«. Was haben sich die Germanen dabei gedacht? Warum schrieben sie das Wort »Kamm« auf einen Kamm?

Gefunden wurde das dreieckige, etwa 1700 Jahre alte Teil bei Erfurt, in einem Opferschacht, zusammen mit Tierschädeln, Goldringen und Münzen. Vom 1. bis zum 5. Jahrhundert gab es an dieser Stelle einen germanischen Kultplatz. Wurde der Kamm also den Göttern dargebracht und deshalb bezeichnet? Ein gewöhnlicher Alltagsgegenstand war er kaum. Das Haar galt als Sitz der Lebenskraft. So hatte auch das Ding, das es ordnete, eine besondere, vielleicht magische Bedeutung. Und die Schrift? Sollte sie die Kräfte des Kamms verstärken?

Über das Zeichensystem aus 24 Runen hinaus ist wenig bekannt, fast alle Deutungen laufen ins Nebulöse. Seit Jahrhunderten versuchen Forscher, die Runen genauer zu verstehen, um zu erfahren, wie die Menschen damals die Welt sahen. Selten genug, dass sie diese Zeichen verwenden, eingeritzt in Knochen, Holz, Metall oder Stein, auf Waffen, Schmuck und Grabplatten.

Nach seinen ersten sechs Lauten heißt das Runenalphabet »Futhark«. Über 6500 authentische Texte hat man bisher gefunden, die meisten in Skandinavien, aber auch in Deutschland oder Großbritannien, ja selbst in der Ukraine. Kurze Mitteilungen fast immer, Namen, Gedenksprüche und magische Formeln. Doch bei kaum einer Inschrift sind sich die Experten über den Gehalt sicher.

Auf einem anderen Kamm aus dem dänischen Moor Vimose steht »Harja«. Damit könnte »das zu den Haaren Gehörende«, also eine Umschreibung für »Kamm« gemeint sein. Es könnte aber auch »der zum Heer Gehörende« bedeuten, also »Krieger«. Möglich wäre ebenfalls, dass sich »ein Mitglied des Stammes der Harii« verewigt hätte. Oder die fünf Buchstaben geben schlicht einen Männernamen an.

Schwierig wird die Deutung auch deshalb, weil die Runen Laut und Sinnbild zugleich liefern. Jede hat einen Namen, dessen tiefere Bedeutung nur erahnt werden kann. F, fehu, heißt »Vieh«, aber auch »beweglicher Besitz«. Die Rune þ, gesprochen wie das englische th, heißt þurisaz. Das bedeutet »Riese« und »unheimliche schadenbringende Macht«. Viele Gelehrte sehen in dem Runenalphabet einen Schlüssel zum kultisch-magischen Universum der Germanen. Doch war es wirklich eine Zauberschrift?

Profane Einritzungen sprechen dagegen. Sie benennen den Hersteller eines Gegenstandes: »Die Nichte machte (diesen Schildgriff).« Oder sie halten Rechtsverhältnisse fest. Auf einer silbernen Gewandspange aus dem 6. Jahrhundert ist graviert: »Inga bejaht das Erbe, … auf Widultar und das ganze Gesinde erhebt sie Anspruch.« Kein Wunder, dass der dänische Wissenschaftler Erik Moltke (1901 bis 1984) hoffte, irgendwann einen Frachtbrief voller Runen zu entdecken, der deren Nutzung als Alltagsschrift belegen würde.

Doch gegen einen rein weltlichen Sinn spricht einiges. Schon das Wort Rune heißt so viel wie »geheimes Wissen« oder »Geflüster«. Im »Raunen« ist diese Bedeutung noch erhalten. Esoteriker verwenden bis heute Runen als Orakel: Sie werden in Stäbe geritzt, zufällig auf dem Boden verteilt, aufgehoben und gedeutet. Genauso beschrieb der römische Gelehrte Tacitus im Jahr 98 ein germanisches Ritual. Aber handelt es sich bei den Zeichen, von denen er schreibt, schon um Runen?

Magie war jedenfalls oft im Spiel. In Waffen geritzt, sollten Runen Glück im Kampf bringen: »Zielreiter«, »Erprober« oder »Angreifer« steht auf Lanzen oder Schwertern. Silberne Amulette tragen Zaubersprüche, die Unheil fernhalten sollen. Häufig taucht die Formel »Alu« auf, die wohl etwas wie »Abwehr« oder »Schutz« meint. Auch auf Grabsteinen ist das Wort erhalten, etwa auf dem norwegischen Stein von Eggja. Ein Bauer fand die 1,60 Meter lange Grabplatte beim Pflügen. Sie lag auf einem Hügel, ihre beschriftete Seite dem Erdreich zugewandt. Wahrscheinlich bedeckte sie einst ein Männergrab. Drei Zeilen sind in den Stein geritzt, darunter der Spruch: »alu misyrki«, »Abwehr gegen den Missetäter«. Das mochte Räuber fernhalten, aber auch den Toten hindern, als Wiedergänger in die Welt zurückzukehren. Die Macht der Schrift half also, die Totenruhe zu wahren.

Vielleicht wurden die geritzten Symbole auch deshalb so vorsichtig und

sparsam verwendet, weil sie unmittelbar der göttlichen Sphäre entstammten. Ober-Gott Odin hatte zu ihrer Erfindung ein wahres Martyrium auf sich genommen: Neun Nächte lang hing er verwundet, hungernd und dürstend in der Weltesche Yggdrasil, dann ersann er schreiend die Runen und konnte sich endlich vom Baum lösen – ein wahrhaft schamanischer Entstehungsmythos.

Woher die Schriftzeichen tatsächlich stammen, darüber streiten die Gelehrten seit langem. Viele sehen eine enge Verbindung zum Lateinischen, das infolge der römischen Vormachtstellung weitverbreitet war. Oder wurden die Runen doch von einem Alphabet aus den norditalienischen Alpen abgeleitet, das auf die etruskische Schrift zurückgeht?

So viel scheint klar: Inspiriert aus dem Mittelmeerraum, mag das runische Alphabet etwa um die Zeitenwende entstanden sein. Der älteste zweifelsfreie Fund, der Kamm von Vimose, stammt etwa aus dem Jahr 160. Es gibt jedoch noch frühere Stücke mit vorrunischen Zeichen. Menschen wie übernatürliche Welt betraf das, wovon die Ritzungen kündeten. Und nur wenige waren in ihren Gebrauch eingeweiht, vermutlich Menschen der gebildeten Oberschicht.

Mit der Christianisierung verschwinden die Runen langsam aus Mitteleuropa. Vom 7. Jahrhundert an sind sie nur noch in Skandinavien verbreitet, in Form des vereinfachten, jüngeren Futhark, das mit 16 Zeichen auskommt. Im Lauf des Mittelalters entsteht daraus zunehmend eine Alltagsschrift, die sich mit lateinischen Buchstaben mischt. In der schwedischen Region Dalarna schrieben die Bauern noch bis ins Jahr 1900 mit Runen. Die letzte Inschrift ritzte eine Hirtin an eine Hüttenwand: »Anna Andersdotter weidet.«

Rebell gegen Rom

Der germanische Aufstandsführer Arminius, der drei römische Legionen vernichtete, gibt der Nachwelt Rätsel auf – vor allem wegen seiner langjährigen Nähe zur Besatzungsmacht.

Von Uwe Klußmann

Die Nachricht aus dem fernen Norden löste in Rom Entsetzen aus. Aufständische Germanen hatten im September des Jahres 9 nach Christus jenseits des Rheins drei römische Legionen in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet. In der Schlacht war ein Achtel der Streitmacht Roms untergegangen. Quinctilius Varus, Befehlshaber der drei Legionen, hatte sich angesichts der Niederlage in sein Schwert gestürzt. Der Klageruf des Imperators Augustus – »Varus, gib mir meine Legionen wieder« – machte die Runde. Was geschehen war, hatte in Rom niemand erwartet. Germanien galt als befriedet. Die blonden Bärtigen zwischen Rhein und Elbe, so schien es, liebten eher Würfelspiele als Widerstand.

Schockierend war an der Schreckensnachricht der Name des Anführers, der die Römer in die tödliche Falle geführt hatte: Arminius vom germanischen Stamm der Cherusker, die mit etwa 200000 Menschen zwischen Elbe, Weser und Harz siedelten. Der intelligente Germanenfürst war geboren um 17 vor Christus, möglicherweise auf einer Bergspitze beim heutigen Bad Driburg. In Rom galt er als Soldat des Imperiums. Arminius besaß das römische Bürgerrecht. Er war des Lateinischen mächtig. Augustus selbst hatte ihn in den Ritterstand erhoben.

Schon der Vater des Arminius, Segimer, war ein geschätzter Verbündeter Roms gewesen. Seine beiden Söhne Flavus und Arminius hatten als Legionäre Kriegsdienst geleistet. Wenn so ein Germanenführer sich als Feind entpuppte, dann waren alle Männer aus dem Norden ein Sicherheitsrisiko. Unverzüglich entließ ein tiefverunsicherter Augustus seine germanischen Leibwächter.

Dabei hatte Augustus selbst ungewollt die Weichen für das Desaster gestellt. Zwei Jahre zuvor hatte er den Feldherrn und Senator Publius Quinctilius Varus

als Statthalter nach Germanien entsandt. Im besetzten Syrien war es diesem kurz zuvor gelungen, eine Rebellion in Palästina innerhalb eines halben Jahres niederzuschlagen. Sein Zeitgenosse Velleius Paterculus warf ihm Korruption vor: »Als armer Mann betrat er das reiche Syrien, und als reicher Mann verließ er das arme Syrien.« Am neuen Einsatzort, wo er nun sämtliche bereits seit mehr als 20 Jahren an der Rheingrenze stationierten römischen Legionen befehligte, galt Varus bald ebenso als rücksichtsloser Regent.

In Germanien bewegten sich die Römer auch rechts des Rheins selbstsicher. In den Jahren 4 und 5 nach Christus hatte der Feldherr Tiberius, Adoptivsohn des Augustus, Truppen bis an die Elbe geführt. Dort traf er römische Flotteneinheiten, die über die Nordsee in die Elbe eingefahren waren. Rechts des Rheins unterhielten die Römer einen Außenposten in Haltern nördlich des heutigen Recklinghausen, dazu ein Uferkastell direkt an der Lippe. Dort lagen römische Schiffe. Germanische Anwohner lieferten den Römern Uniformschmuck, Gürtel und Sandalen. Bauern verkauften den Soldaten Fleisch, Obst, Gemüse und Bier. Gastwirte boten einsamen Okkupanten neben warmen Speisen auch wärmende Germaninnen. Und manch blondes Mädchen sank einem Legionär in die Arme.

Der römische Way of Life stand für einen Luxus, der die germanische Oberschicht anzog. Davon zeugt auch der Hildesheimer Silberfund. Das kunstvoll mit Medaillons, Ornamenten und Reliefs verzierte römische Tafelgeschirr aus germanischem Besitz ist jetzt im Alten Museum in Berlin zu bestaunen. Aus dem friedlichen Miteinander von Besatzern und Besetzten zog Varus einen gewagten Schluss. Er glaubte offenkundig, die römische Macht sei so gefestigt, dass man die Germanen massiv ausbeuten könnte.

Varus trieb bei den Germanen Steuern ein, auch als Naturalien. Und er schwang sich zum obersten Gerichtsherrn auf. Zwar bedankten sich germanische Prozessbeteiligte bei dem fremden Juristen schon mal für seine Urteile. Aber das römische Recht mit seiner abstrakten Vorliebe für formale Eigentumsrechte behagte vielen Germanen nicht. Denn deren Rechtsbräuche stellten Persönlichkeit und Ehre, Sippe und Stamm in den Mittelpunkt. Das römische Recht hinderte die Germanen, alte Gewohnheiten auszuleben wie Blutrache und Beutezüge. Zusätzlich brachte Varus die Einheimischen mit seinem Herrenmenschen-Dünkel gegen sich auf. Velleius urteilt, der Statthalter habe

sich in Germanien eingebildet, »die Menschen dort hätten außer der Stimme und den Gliedern nichts Menschenähnliches an sich«. Die Betroffenen, resümierte der römische Historiker Cassius Dio, hätten die Macht des Varus als »fremde Zwingherrschaft« erlebt und sich nach der »gewohnten Ordnung der Dinge« gesehnt.

Zum Sprecher dieses Freiheitswillens machte sich Arminius. Er kannte Varus und war als Fürstensohn oft sein Tischgenosse. Ein Bild des Cheruskerfürsten kann die Nachwelt nur im Spiegel römischer Quellen gewinnen, vor allem vom Zeitzeugen Velleius Paterculus und den Nachgeborenen Cassius Dio und Tacitus. Arminius hat nichts Schriftliches hinterlassen. Über Details seiner Biografie geben die Quellen nur vage Auskunft.



So viel immerhin ist sicher: Arminius war unter römischem Einfluss aufgewachsen. Vieles spricht dafür, dass er mehr als ein Jahrzehnt im Römischen Reich lebte. Womöglich genoss er bereits mit knapp zehn Jahren am Tiber eine Art Prinzenerziehung, in der Fürstenschule auf dem Palatin, einem der sieben Hügel Roms, neben der Residenz des Augustus. Den jungen Arminius dürfte das moderne Rom tief beeindruckt haben. Es war die Hauptstadt eines Weltreichs, das 50 Millionen Einwohner umfasste und vom heutigen Irak bis nach Großbritannien reichte. Im nicht von den Römern besetzten Germanien hingegen lebten damals nur etwa 3 bis 4 Millionen Menschen.

Die Metropole des Reiches war zu Zeiten des Arminius mit einer Million Einwohnern die größte Stadt der Welt. Im Zentrum boten gewaltige Gebäude einen imposanten Anblick: Das 33 Meter hohe Marcellustheater zum Beispiel fasste mehr als 10000 Zuschauer. An der Stelle des späteren Pantheons stand ein Tempel, errichtet zu Ehren des Augustus. Dessen Ruhm sollte auch die Ara Pacis des Augustus, der Altar des Friedens, ausdrücken, ein mit Reliefs aus Carrara-Marmor verziertes Monument. Das Augustus-Mausoleum mit 89 Meter Durchmesser sollte von der Dauerhaftigkeit des Imperiums künden. Eindrucksvoll waren auch die Wohngebiete der Oberschicht. Die Reichen und Schönen Roms lebten in Gebäuden aus Ziegeln und Stein – welch ein Kontrast zu den Lehm-und Holzhütten der Siedlungen in der germanischen Heimat. Soldat, gar Bürger dieses Reiches zu sein, das musste einem jungen Germanenfürsten imponieren.

Das rege Treiben auf den Märkten an milden Abenden, das üppige Angebot an Früchten, Gemüsen und Fleisch, von Honig und Olivenöl dürfte ihm gefallen haben. Die Atmosphäre mit lebhaften Verkäufern und lächelnden Römerinnen mussten einem Mann aus dem kühlen Norden wie ein Traum vorkommen. Mit Weintrauben und warmen Bädern bot Rom mehr Labsal und Luxus als die germanische Provinz. Dass mindestens ein Viertel der Bewohner Roms Sklaven waren, muss Arminius, der aus einem Lande freier, bewaffneter Bauern kam, bemerkt haben. Spürte der spätere Rebell, dass die Metropole dieses Imperiums bereits Anzeichen des Verfalls zeigte?

Es grassierten Genusssucht und Kinderlosigkeit. Oberschichtler ergingen sich in Orgien und Bankiers in Raffgier. Dass auch Roms Denker und Philosophen schon eher Dekadenz als Heroismus widerspiegelten, könnte Arminius erkannt

haben. Denn Velleius bescheinigt ihm eine »rasche Auffassung und eine geniale Klugheit«.

Unstrittig ist, dass Arminius eine militärische Einheit kommandierte, unter römischem Oberbefehl. Zog er, wie der Althistoriker Ernst Hohl vermutete, mit römischen Truppen nach Armenien und rührte daher sein Name? Bewiesen ist das nicht. Einiges freilich deutet darauf hin, dass Arminius an einem Feldzug in Pannonien, der Gegend des heutigen Ungarn, teilnahm, im Jahre 6 nach Christus. Dort kämpfte Rom mit fünf Legionen gegen kriegerische Stämme. Eine Legion umfasste etwa 5500 Mann.

Wenn Arminius in Pannonien dabei war, so der amerikanische Historiker Peter S. Wells, »könnte er zwei wichtige Dinge festgestellt haben«, nämlich »dass die römischen Kräfte überstreckt waren« und dass eingeborene Stammeskrieger »in ihrer Kampfleistung den Legionen gleichwertig entgegentreten konnten«. In der Nähe des heutigen Belgrad gelang den Einheimischen in einer sumpfigen Region ein Überraschungsangriff auf die Römer. Falls Arminius dort Augenzeuge war, könnte das eine wichtige Lehre für ihn gewesen sein, so Wells.

Was gab den letzten Anstoß und was war der tiefere Grund, der aus dem Soldaten Roms den Feind des Imperiums machte? Vielleicht war es nicht zuletzt die protzige Vergötzung seiner Macht, die Rom in Germanien inszenierte.

Im heutigen Köln ließen die Römer während des letzten Jahrzehnts vor Christus die »Ara Ubiorum« errichten. Die Ubier waren ein germanischer Stamm. Der Altar war der Göttin Roma und dem römischen Imperator geweiht. Der Cherusker Segimundus, ein Verwandter des Arminius, tat dort als Priester Dienst. Germanen, aufgewachsen in Verehrung kriegerischer Gottheiten, muss dies als großer Frevel erschienen sein, als Angriff auf ihre kulturelle Identität.

Arminius traf seine Entscheidung, Germanen gegen die Besatzer zu mobilisieren, nicht als Hitzkopf. Er kannte Roms Militärmaschine gut genug, um zu wissen, dass Freischärler sie in offener Feldschlacht nicht besiegen konnten. Aber er merkte auch: Die Okkupanten waren verwundbar, wenn man von ihren Stärken lernte und ihre Schwächen nutzte. Zu ihren starken Seiten gehörte die Organisation und Bewaffnung ihres Heeres. Legionäre, ausgerüstet mit Kurzschwert, Wurfspeer (pilum) und metallischem Kettenhemd, waren die Hightech-Krieger ihrer Zeit. Fatalerweise führte das zu Selbstüberschätzung: Die Römer konnten sich nicht vorstellen, dass Germanen imstande waren, wirksam

Widerstand zu leisten.

Hier setzte Arminius an. Heimlich organisierte er monatelang Männer, die zu einem Schlag gegen die Römer bereit waren. Dazu gehörten auch Kämpfer aus den germanischen Hilfstruppen Roms, den sogenannten Auxiliareinheiten. Während Tausende seiner Anhänger sich im September des Jahres 9 rechts des Rheins in der Gegend zwischen den heutigen Städten Paderborn und Osnabrück sammelten, täuschte Arminius den Feind meisterhaft. Er saß an der Tafelrunde des Varus und tat alles, damit der Statthalter sich in Sicherheit wiegte.

Der Plan ging auf. Zwar warnte der Cheruskerfürst Segestes, Schwiegervater des Arminius, den Statthalter Roms »noch auf dem letzten Bankett«, wie Tacitus berichtet, vor einer geplanten Verschwörung des Arminius. Aber das nahm Varus nicht ernst. Der romanisierte Arminius, der treue Kampf-und Tischgenosse, ein Verräter? Das klang zu absurd. Elektrisiert war Varus darauf von einer anderen Nachricht: Ein Germanenstamm habe eine Rebellion angezettelt. Die Information ließ sich nicht überprüfen, doch seine Erfahrung als Aufstandsbekämpfer sagte Varus: Eine solche Rebellion musste im Keim erstickt werden.



Hermannsdenkmal bei Detmold-Hiddesen
im Teutoburger Wald
LANDESVERBAND LIPPE

Sofort befahl der Feldherr der 17., 18. und 19. Legion und deren germanischen Hilfstruppen den Abmarsch in das vermeintliche Krisengebiet. Etwa 30000 Mann setzten sich in Bewegung. Aber wohin genau sollten sie marschieren? Germanische Hilfswillige wussten Rat, dank ihrer Ortskenntnis. So durchzogen die Kohorten die Gegend in der Nähe der heutigen Städte Soest, Paderborn, Detmold und Osnabrück, auf der Suche nach dem Feind. Den fanden sie bald, nur anders als erwartet.

In aufgelöster Ordnung, wie ein mindestens zehn Kilometer langer Lindwurm, zogen die Römer durch die Gegend. Starker Wind, Regen und von der Nässe schlüpfriger Boden behinderten den Vormarsch. Solches Wetter waren die Legionäre aus dem heutigen Italien nicht gewohnt. In einer bewaldeten Gegend, vielleicht Kalkriese bei Osnabrück (siehe Kasten), erlebten die Römer dann eine schreckliche Überraschung.

Mehrere tausend germanische Kämpfer hatten sich dort hinter Wällen aus Grassoden verborgen – eine Taktik, die sie den Römern abgeguckt hatten. Ohne Vorwarnung schleuderten die Germanen Hunderte von Speeren auf die dichtgedrängten Römer. Die fanden kaum genügend Platz, ihre schweren Schilde zu heben oder ihre sperrigen Speere zu werfen. Mit schrillem Klang prallten Speere der Angreifer von den Helmen und Schutzpanzern der Legionäre ab. Viele der Wurfgeschosse trafen die Arme und Beine, Gesichter und Hälse der Soldaten. Schmerzensschreie gellten durch den regennassen Wald. Reitpferde der Römer gerieten in Panik, von Speeren getroffene Tiere stöhnten. Mit etwa 18000 Mann griffen die Kämpfer des Arminius an. Römische Soldaten versuchten zu fliehen. Doch es gab kein Entrinnen. Mit ihrer schweren Metallrüstung, beladen mit Waffen und Rucksäcken, blieben sie im Moor oder im Morast stecken. Dort wurden sie von den tödlichen Schlägen germanischer Axt-und Schwertträger getroffen. In wildem Ansturm hieben und hackten die Germanen auf die überrumpelten Römer ein.

KNOCHEN MIT HIEBSPUREN

Wo fiel Varus?

Wo fiel Varus?

Jahrhundertelang blühten Spekulationen, wo die Varusschlacht stattgefunden hat. Der Historiker Theodor Mommsen, profunder Kenner der römischen Geschichte, kam 1885 aufgrund von Münzfunden zu der These, der Ort des Gemetzels liege nördlich des Kalkrieser Berges. Rund hundert Jahre später, 1987, fand der britische Major und Hobbyarchäologe Tony Clunn bei Kalkriese 160 Silbermünzen, die Mommsens These erhärteten. Weitere Ausgrabungen förderten dort Tausende römischer Gold-, Silber-und Kupfermünzen aus der Zeit des Augustus zutage. In Kalkriese wurden keine Münzen gefunden, die später als 9 nach Christus, dem Jahr der Schlacht, geprägt wurden. Knochenfunde von Männern im Alter zwischen 25 und 45 Jahren mit Hiebspuren deuten auf gefallene Krieger.

In Kalkriese gibt es heute ein Museum, das jährlich etwa 100000 Besucher zählt. Zwar pflegen die Museumsmacher das Bild, Arminius habe in Kalkriese die Legionen des Varus geschlagen. Aber manche archäologische Funde, darunter ein Bohlenweg aus dem Jahre 15, sprechen dafür, dass sich hier nur eine andere kleinere Schlacht ereignete. »Die Varusschlacht fand definitiv woanders statt«, urteilt der Althistoriker Peter Kehne aus Hannover, einer der besten Kenner der Materie.

Immerhin sind sich die Experten inzwischen einig, dass die Varusschlacht zwischen Ems und Weser im Großraum Osnabrück stattgefunden haben muss - ein Fortschritt. Bei ersten Ortungsversuchen im Mittelalter tappten Historiker munter im Dunkeln. Bischof Otto von Freising, Zeitgenosse Kaiser Friedrich Barbarossas, bezeichnete in seiner zwischen 1143 und 1146 verfassten Chronik noch Augsburg als Ort der Schlacht. Davon ist die Forschung inzwischen abgerückt.

Die Varusschlacht, auch als Schlacht am Teutoburger Wald bekannt, dauerte vier Tage. Sie endete mit der totalen Vernichtung der drei römischen Legionen. Selbst Römer, die in germanische Gefangenschaft gerieten, waren damit nicht gerettet. Germanen schleppten römische Offiziere im Wald zu einem improvisierten Opferaltar. Dort schnitten sie ihnen die Kehle durch, unter dem Jubel der Sieger. Durch das blutige Ritual wurde die Hinrichtungsstätte zu einem »heiligen Hain« und bald zu einer Pilgerstätte für die Germanen. Den Kopf des Varus, der sich in der Niederlage selbst gerichtet hatte, nahmen die Germanen mit, auch die Feldzeichen der drei aufgeriebenen Legionen.

Doch der Krieg gegen die Römer hatte erst begonnen. Nach dieser Niederlage, das wusste Arminius, konnte das Imperium nur auf Rache sinnen. Daher versuchte er den am besten organisierten germanischen Stamm, die Markomannen, als Verbündeten zu gewinnen. Deren Fürsten Marbod sandte er durch einen Boten den Kopf des Varus. Doch Marbod, der im Großraum

Böhmen ein Heer von 70000 Fußsoldaten und 4000 Reitern befehligte, wollte nicht gegen die Weltmacht kämpfen. Er überließ das blutige Beweisstück den Römern.

Geschockt von ihrer Niederlage, verließen die übriggebliebenen Truppenteile nach der Varusschlacht panisch ihr Lager Haltern und das rechtsrheinische Gebiet. Sie fürchteten ein Übergreifen des Aufstands auf das linke Rheinufer. Die dortigen Stämme seien »schon schwankend geworden«, berichtete Velleius Paterculus. Panik herrschte selbst an der römischen »Ara Ubiorum« im heutigen Köln. Als der am Altar beschäftigte Segimundus vom Sieg über die Besatzer erfuhr, riss er sich die Priesterbinde vom Kopf und floh über den Rhein ins freie Germanien.

Um zu verhindern, dass seine Rheinfront zusammenbrach, mobilisierte das Imperium zunächst mit Zwang Legionäre aus dem Lumpenproletariat, Einheiten von geringem Kampfwert. Erst einige Jahre nach dem Desaster des Jahres 9 hatten sich die Römer so weit gefangen, dass sie frische Truppen mit dem Feldherrn Germanicus nach Norden in Marsch setzten. Der Großneffe des Augustus und Vater des exzentrischen Kaisers Caligula erhielt im Jahre 13 mit etwa 27 Jahren den Oberbefehl am Rhein.

In einem Rachefeldzug sollte er verlorenes Terrain für Rom zurückgewinnen – eine unerfüllbare Mission. Denn dank Arminius besaßen die Germanen seit dem Sieg über Varus ein völlig neues Selbstbewusstsein. In Windeseile hatte der Cheruskerfürst sich eine militärpolitische Macht geschaffen und eine Koalition von mindestens elf germanischen Stämmen formiert. Arminius habe einen »festen Zusammenschluss im westgermanischen Raum« angestrebt, zwischen Nordsee, Main, Elbe und Rhein, als »dauerhaftes Stammeskönigtum« und Gegengewicht zum Imperium Romanum, urteilt der Althistoriker Alexander Demandt. Damit war Arminius zur größten Herausforderung für Rom an der Nordflanke des Reichs geworden.

Entsprechend rabiat schlug Rom zurück. Im Jahre 14 schritten 12000 Legionäre auf einer Behelfsbrücke über den Rhein. Sie stießen bis zur Weser vor und verwüsteten, wie Tacitus berichtet, »alles Land zwischen den Flüssen Ems und Lippe«. Die römischen Söldner schonten bei ihren Massakern weder Alte noch Unbewaffnete, weder Frauen noch Kinder. Die Gattin des Arminius, Thusnelda, musste sogar für ein Propagandaspektakel herhalten. Nach Rom

verschleppt, wurden die Frau und ihr kleiner Sohn Thumelicus im Mai des Jahres 17 auf einem Triumphzug präsentiert. Thusneldas Vater Segestes gab sich als Ehrengast auf der Tribüne für das Spektakel her. Der Rummel in Rom sollte verbergen, dass der nordische Gegner keineswegs besiegt war.

Die imperiale »Ausrottungspolitik« mit dem systematischen Niederbrennen von Dörfern, so der Historiker Reinhard Wolters, trieb Arminius weitere Kämpfer und Unterstützer zu. Wie sehr der Cheruskerfürst als Redner überzeugen konnte, davon gibt Tacitus einen Eindruck. Vor seinen Landsleuten habe Arminius gesagt: »Ich habe nichts mit Verrat zu schaffen. Ich führe nicht gegen schwangere Frauen Krieg. Ich handle offen und führe gegen bewaffnete Männer Krieg. Wenn ihr das Vaterland, die Eltern, die alte Freiheit der Knechtschaft und neuen Römerstädten vorzieht, dann folgt Arminius, der euch zum Ruhm und zur Freiheit, nicht Segestes, der euch in Schande und Sklaverei führt!«

Die römerfreundliche Partei in Germanien, zu der auch Flavus (»Blondschopf«), der Bruder des Arminius, gehörte, war zu schwach, dem Imperium die Macht rechts des Rheins zu sichern. Die Schwäche der Kollaborateure wurde offenkundig, als Arminius und Flavus im Jahre 16 bei einem Kriegszug an der Weser einander gegenüberstanden. Da lieferten sich die beiden Brüder ein weltanschauliches Wortgefecht. Flavus berief sich auf die Größe Roms und die vermeintliche Milde gegenüber Frau und Sohn des Arminius. Der aber, so berichtet Tacitus, erinnerte an die »uralte Freiheit« und die »heimischen Germanengötter«, die stärksten Argumente der germanischen Befreiungsbewegung.

Wiederholt fügten Arminius’ Truppen den Römern schwere Verluste zu. Rom machte die Erfahrung, die noch manches Imperium nach ihm machen sollte: Wer einen Kampf gegen Freischärler nicht gewinnen kann, hat den ganzen Krieg verloren.

Der erfolglose Germanicus wurde im Jahre 16 vom nördlichen Kriegsschauplatz abberufen. Tiberius, Nachfolger des im Jahre 14 verstorbenen Augustus, sorgte dafür, dass Rom sich künftig auf die Kontrolle des linksrheinischen Germaniens beschränkte. Der Freiheitswille der Germanen hatte sich gegen die römische Militärmacht durchgesetzt.

Arminius aber wurde um 21 nach Christus im Alter von nur etwa 37 Jahren

Opfer eines Attentats. Starb er, wie Tacitus schreibt, »durch Arglist seiner Verwandten«, oder hatte Rom mit Hilfe von Agenten seine Hand im Spiel? Dieses letzte Rätsel des Arminius kann keine Quelle lösen.

TEIL III
DIE EPOCHE DER VÖLKERWANDERUNG

Land der Biertrinker

Meisterhaft knapp beschrieb der Historiker Tacitus das Wesen der Germanen. Wozu, weiß niemand genau – sicher ist nur, dass das Büchlein ungeheuer nachgewirkt hat.

Von Johannes Saltzwedel

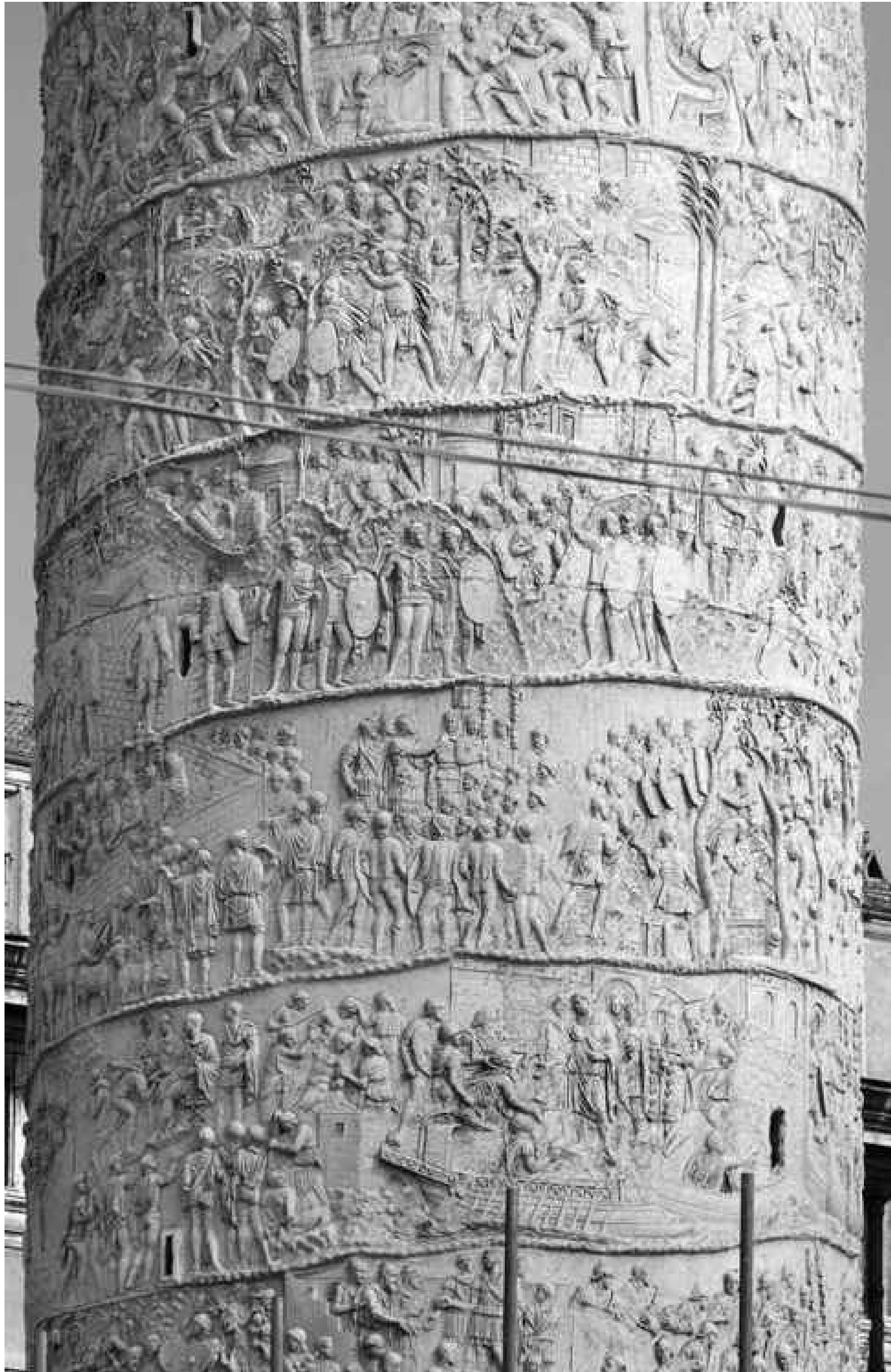
Offenbar waren die beiden Herren fremd hier im riesigen Pompeius-Theater mitten in Rom. Was vorn auf der Bühne geschah, ließ sie kalt. Umso genauer wollten sie erklärt bekommen, wer all die Gäste seien und woran man wichtigere Leute erkenne. Soso, dort unten also hatten die Senatoren ihre Ehrenplätze. Aber sehe man dazwischen nicht auch Männer in fremdländischer Tracht? Allerdings, erklärten Umsitzende höflich; das seien Abgeordnete befreundeter Völker, die treu und tapfer an Roms Seite stünden. Die beiden Neulinge reagierten, als habe man ihnen ein Stichwort gegeben. »Kein Volk auf der Welt kann an Tapferkeit und Treue die Germanen übertreffen!«, riefen sie entrüstet, stiegen das weite Halbrund hinab und suchten sich Plätze inmitten der Senatoren – zur Belustigung des Publikums.

Der kleine kuriose Vorfall aus dem Jahr 58 ist verbürgt. Sogar die Namen der selbstbewussten Herren überliefert der Geschichtsschreiber Tacitus in seinen »Annalen«: Verritus und Malorix. Friesenhäuptlinge waren es, die den langen, beschwerlichen Weg nach Süden gewagt hatten, um Roms militärischen Druck durch persönliches Erscheinen zu mildern. Noch warteten sie auf ihre Audienz bei Kaiser Nero und konnten sich daher als Touristen in der Hauptstadt des Imperiums umgucken.

Nero bot den beiden dann großzügig das römische Bürgerrecht an. Aber aus den Gebieten, die sie ohne Roms Einverständnis besetzt hätten, müssten die Friesen abziehen, verlangte der Herrscher. Als das nicht geschah, hatte das Wohlwollen ein Ende. Lapidar wie so oft meldet Tacitus: »Umgehend wurden Reitertruppen der Bundesgenossen losgeschickt, die die Forderung durchsetzten; wer hartnäckig aufsässig blieb, wurde gefangen genommen oder getötet« – vermutlich auch Verritus und Malorix.

Germanen konnten in ihrer kraftmeiernden Naivität durchaus interessant, ja unterhaltsam sein, aber nachgeben durfte Rom ihnen keinen Zoll; davon ist Tacitus von früh auf überzeugt gewesen. Nur mit guten Kenntnissen und einer klaren Strategie werde das Imperium gegen die seltsam diffuse, unruhige Stammeswelt im Norden auf Dauer bestehen. Für jemanden seiner Herkunft lagen solche Überzeugungen nahe. Der Sohn eines Finanziers und

Provinzgouverneurs mit dem Familiennamen Cornelius – wahrscheinlich hieß er mit Vornamen Publius – hatte hurtig und glanzvoll die übliche Juristenkarriere durchlaufen und mit Sinn für gute Beziehungen die Tochter des berühmten Feldherrn Agricola geheiratet, der Britannien unterworfen hatte. Er war als Anwalt und Rhetoriklehrer berühmt; überdies hatte er schon im Kollegium aus 15 Priester-Beamten mitwirken dürfen, das die sibyllinischen Bücher, Roms altehrwürdigen Orakelschatz, hütete.



Ein Teil der Trajanssäule, die die Kriegserfolge des Kaisers gegen die Daker darstellt

BILDARCHIV MONHEIM/AKG-IMAGES

Allerdings kaschierte der äußere Erfolg viel innere Verbitterung. Knechtschaft und Bespitzelung, ja sogar zuweilen Todesangst habe er ausstehen müssen, notierte Tacitus für die Nachwelt am Anfang seiner ersten Veröffentlichung, der ehrenden Kurzbiografie seines im Jahr 93 gestorbenen Schwiegervaters. Kaiser Domitians despotisches Regiment habe ihm, wie so vielen seiner Generation, 15 Jahre des Lebens gestohlen, »in denen wir jungen Männer alt geworden sind«. Der zu Schweigen und Duckmäuserei gezwungene Staatsfunktionär konnte erst aufatmen, als im September 96 Kaiser Nerva auf den Thron kam. Während der folgenden anderthalb Jahre amtierte Tacitus einmal sogar kurz als Konsul. In der langen Friedenszeit unter dem Nachfolger Trajan begann er dann seine zweite Laufbahn als Schriftsteller.

Wie konnte Rom seine Vormachtstellung auf Dauer behaupten? Ließ sich aus den bösen Wechselfällen der Politik, dem »Gaukelspiel des Menschendaseins«, wie er es selbst nannte, vielleicht doch etwas lernen? Gab es Aussichten, künftig Herrscherwillkür zu verhindern? Diese Fragen ließen Tacitus zum Historiker werden.

Wohl nur kurz nach der Würdigung Agricolas hatte er sein nächstes Werk fertig, eine knappe Landes-und Völkerkunde Germaniens. Es folgte, in Gesprächsform, eine ähnlich kompakte Erörterung zum Niedergang der Redekunst, die schon geballte Kritik am Kaiserregiment durchklingen ließ. Mehrere Jahre dauerte dann die intensive Arbeit an den »Historien«, die den politischen Horror der Zeit von 69 bis 96 in grausamer Genauigkeit schilderten. Plinius der Jüngere, privat wie im Gerichtssaal ein guter Freund, durfte den Text abschnittsweise gegenlesen. Schließlich, nachdem er noch einmal als Prokonsul die wichtige Provinz Asia (Kleinasien) hatte regieren dürfen, brachte Tacitus seine umfangreichen »Annalen« heraus, ein grandioses Panorama der Periode vom Tod des Augustus im Jahr 14 bis zum Jahr 68. Hauptfiguren der erhaltenen Partien sind die wenig liebenswerten Kaiser Tiberius, Claudius und Nero. Wie das übrige Werk zeigen auch die »Annalen« nach dem Urteil des Althistorikers Joseph Vogt »ausgesprochen stadtrömische Orientierung«.

Was konnte einen geradezu ätzend scharfsichtigen, zwischen Überlegenheit und Selbstkritik schwankenden Zeitdiagnostiker und Meisterstilisten an den

Germanen interessieren – abgesehen davon, dass Trajan vom Gouverneur am Rhein zum Kaiser aufgestiegen war und die Region daher bestimmt auf Dauer Beachtung fand?

Auftritte bekommen die wilden Gesellen aus dem Norden, vom Redner-Dialog abgesehen, in allen Werken des Tacitus – meist aber nur als Störenfriede, die man mit militärischer Gewalt im Zaum hält. Für die 46 Kapitelchen kurze Abhandlung »De origine et situ Germanorum« (»Über Herkunft und Wohnsitz der Germanen« – kurz: »Germania«) indessen spielt das Tagesgeschehen kaum eine Rolle. Umso mehr zeigt der Autor Interesse am Wesen der Eingeborenen, die sich so stolz und energisch der römischen Zivilisation entgegenstellen.

»Wilde blaue Augen, rötliches Haar, große, allerdings nur zum Angriff tüchtige Leiber«, gewisse Ausdauer gegen Kälte und Hunger, aber keine Neigung zu »Strapazen und Arbeit«, erst recht Scheu vor »Durst und Hitze«: Die Merkmalliste schon im vierten Kapitel klingt, als kenne der Lateiner keine Skrupel in seiner Abgrenzung von der Barbarenwelt. Sobald es aber um Einzelheiten wie Mut und Gemeinschaftsleben geht, findet Tacitus erstaunlich positive Worte. Ausführlich beschreibt er den urkräftigen Freiheitssinn der Germanen, erwähnt respektvoll ihre Genügsamkeit, eheliche Treue, weibliche Courage und ihren Familiensinn. Ganz offenkundig finden sich bei den potentiellen Gegnern Gemütsqualitäten, die zu kennen noch über strategische Zwecke hinaus lohnt. Dass man es mit Biertrinkern zu tun hat, die gern Gelage veranstalten, hemmungslos faul sein können und sich auch sonst oft allzu menschlich verhalten – beispielsweise im Jähzorn –, all das steigert noch den Eindruck wissenschaftlicher Ausgewogenheit.

Aber schrieb Tacitus die »Germania« wirklich als faktentreuer Ermittler, »sine ira et studio« (ohne Hass und Vorliebe), wie er es sich mit sprichwörtlich gewordener Formulierung am Anfang seiner »Annalen« vorsetzt? Jahrhundertelang haben Philologen und Althistoriker den Text analysiert, doch wozu genau die musterhaft übersichtlich gegliederte Schrift hätte dienen können, weiß letztlich keiner genau. Sicher ist: Tacitus, der selbst nie in Germanien war, verarbeitete für sein Kompendium viele gute – heute leider fast durchweg verlorene – Informationsquellen. Neben Regierungsmaterial sowie aktuellen Nachrichten von Augenzeugen zählten dazu vor allem späthellenistische Reiseberichte, die umfangreichen weltkundlichen Materialsammlungen des

Universalwissenschaftlers Poseidonios, das ausführliche Standardwerk über die Germanenkriege aus der Feder von Plinius dem Älteren, dem Onkel seines Freundes, aber auch eine Weltkarte, die Augustus’ Schwiegersohn Marcus Vipsanius Agrippa einst hatte erstellen lassen.

Bis in den geradezu abgezirkelt nüchtern-knappen Stil hinein ist der Ehrgeiz spürbar, etwas Definitives zu schreiben. Eilige Parallelen mindern zwar die Präzision – so bekommt etwa die Mehrzahl der germanischen Götter und Heroen kurzerhand griechisch-römische Namen. Doch solche Tricks waren eine kleine Erleichterung für römische Leser, die sich ja dann im zweiten, regional gegliederten Teil des Büchleins durch einen Wust bizarrer Stammes-und Ortsnamen kämpfen mussten.

Zwar liegt der Verdacht nahe, Tacitus habe mit dem völkerkundlichen Opus seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorhalten wollen. Unverbrauchte, bärenstarke und draufgängerisch-naive Wilde, so versuchten viele Interpreten des Werks nachzuweisen, seien als mahnender Kontrast zu dekadenten, vom imperialen Ränkespiel mürbe gemachten Römern gemeint. Aber die scheinbar plausible Rechnung geht nicht glatt auf. Mehr als nachdenkliches Staunen über die Urwüchsigkeit der Germanen erlaubt sich Tacitus nicht; er sieht sie, mit den Worten des dänischen »Germania«-Spezialisten Allan A. Lund, sogar »fast als Antipoden«. Und an etlichen Punkten bleiben die Formulierungen seltsam vage.

Berühmt geworden ist etwa der Wunsch des Autors, wenn die Germanen schon nicht die Römer lieben lernen könnten, so sollten sie bitte untereinander entzweit bleiben, da ja nichts so hilfreich für Rom sein könne wie die Uneinigkeit seiner Feinde. Ergänzt wird dieser Stoßseufzer durch den Ausdruck »urgentibus imperii fatis«. Das kann man übersetzen als: »da das Reich jetzt seiner Vollendung entgegeneilt«, ebenso gut aber kann es heißen: »bei allem (übrigen) für das Imperium dräuenden Unheil«. Jedenfalls sieht der kokett orakelnde Moralist die Macht Roms an einem heiklen Punkt angekommen. 210 Jahre schon, »so lange siegt man an Germanien herum«, bilanziert er ein paar Abschnitte später mokant die zähen, nie wirklich glanzvollen Teilerfolge des Imperiums nördlich der Alpen.

Wer sich auf solch schwieriges Terrain begibt, will mehr bieten als nur Basiswissen für angehende Eroberer. Praktische Ratschläge meidet Tacitus geradezu. Bei den seit langem zumindest namentlich bekannten Stämmen an

Rhein und Donau kann er sich ohnehin kurz fassen; umso mehr bemüht er sich, wenig vertraute Völkerschaften zu charakterisieren. Die Semnonen etwa veranstalteten Menschenopfer. Die jungen Männer der Chatten ließen Haar und Bart angeblich wachsen, bis sie ihren ersten Feind getötet hätten – »den Feiglingen und Kriegsuntüchtigen bleibt das struppige Aussehen«. Rugier und Lemovier wiederum zeichneten sich aus durch »runde Schilde, kurze Schwerter und Fügsamkeit gegen die Könige«.

Für die ferneren Gegenden kippt der schmale Fundus an Merkmalen dann verständlicherweise ins Skurrile: Da sollen zum Beispiel hoch im Norden die infernalischen Nahanarvaler hausen, die mit schwarzen Schilden und schwarzer Körperbemalung vorzugsweise während der Nacht angreifen; bei den Sitonen, anscheinend irgendwo in Skandinavien, sei gar »die Frau Herrin«, so sehr lebten diese Exoten »nicht nur in der Freiheit, sondern auch in der Knechtschaft entartet«. Die Fennen weit im Nordosten schließlich besäßen »nicht Waffen, nicht Pferd, nicht Heim; Nahrung das Gras, Kleidung Felle, Lager der Boden«: Inbegriffe primitivsten Vegetierens, bei denen ein wohlsituierter Römer nur noch erschauern konnte.

»Wissenschaftlich und künstlerisch«, mit »griechisch erzogenem Auge« und einer typisch hellenistisch »genialen Interessierbarkeit für das Originelle der Welt an sich«, so habe Tacitus sein Porträt von Germanien und dessen Bewohnern gezeichnet, überdies mit dem »Seelenschimmer des verhaltenen Dichters«. So urteilte 1925 der gelehrte Wortkünstler Rudolf Borchardt, der elf Jahre zuvor in einer Neuübersetzung den herben, bedeutungsschwangeren Stil der »Germania« möglichst authentisch nachzubilden versucht hatte. Doch für wen konnte die moralgesättigte, extrem kondensierte Ethnografie in Form einer Stilübung gedacht sein? Als sie um das Jahr 99 erschien, standen allen, die sich für Germanien interessierten, ausführlichere Handbücher zur Verfügung. Militärs konnten, was sie sonst an Fakten brauchten, schneller und genauer aus Kundschafter-Berichten und eigener Erfahrung zusammenstellen. Blieben eigentlich nur jene Zeitgenossen, die aus allgemeiner Neugier lasen – eine fast verschwindend geringe Zahl.



M. VALERIVM ASIATICV
bis consulem fuisse quondam a
dulterum eius credidit pariter
que hortis inhians quos ille a
Lucullo coeptos insigni magni
ficentia extollebat Suillium ac
cusandis utrisque immittit. Adiū
gitur Sosibius Britannici educa
tor qui per speciem beniuolen
tie moneret Claudium caueri
uim atque opes principibus infensas. Praecipuum auctorem i
Asiaticum interficiendi Caesaris non extimuisse contionem
populi romani fateri gloriamque facinoris ultro petere. cla
rum ex eo in urbe dedita per prouincias fama parare iter
ad germanicos exercitus quando genitus Viennae multis
que et ualidis propinquitatibus subnixus turbare genti
les nationes promptum haberet. At Claudius nil ultra scru
tatus citis cum militibus tanquam opprimendo bello crispinū
praetorii praefectum misit. a quo repertus est apud baias
uinclisque inditis in urbem raptus nec data senatus copia in
tra cubiculum auditur Messalina coram et Suillo corrup
tionem militum quos pecunia et stupro in omni flagitio i
obstrictos arguebat exinde adulterium Poppeae ac postre
mo mollitiem corporis obiectante. Ad quod indicto silen
tio prorupit Asiaticus et interroga inquit Suille filios tuos
uirum me esse fatebuntur. Ingressusque defensionem cōmo
tus maiorem in modum Claudio Messalinae quoque lachry

Ioan. Sambuci Ianuarij 1563.
Ex Augustissima Bibliotheca ... Vindobonens.

Schmuckseite aus einer humanistischen Prachthandschrift der »Annalen« des Tacitus (Nationalbibliothek Wien)

DEAGNOSTINI /GETTY IMAGES

Bestsellerauflagen werden dem Büchlein also wahrscheinlich versagt geblieben sein. Nur selten finden sich in den folgenden Jahrhunderten Anzeichen für eine Lektüre der »Germania«. Die ohnehin stark vereinzelten Tacitus-Leser des hohen Mittelalters wussten dann nicht einmal mehr von seiner Existenz. Dass sich das Werkchen doch erhalten hatte, grenzt an ein Wunder, und seine mühevolle Wiederentdeckung ist eine schöne Detektivgeschichte der Philologie.

1425 erhielt der Humanist Niccolò Niccoli in Florenz von seinem Freund Francesco Poggio Bracciolini einen Brief. Zu dessen krönendem Abschluss verriet ihm Poggio, ein Mönch aus einem deutschen Kloster habe ihm einige Manuskripte zum Tausch angeboten, darunter »uns unbekannte Werke des Cornelius Tacitus«. Niccoli war elektrisiert. Nicht lange, und er hatte den Titel »De origine et situ Germanorum« in Erfahrung gebracht, dazu die Anfangsworte des Textes und auch, wo die kostbaren Pergament-Faszikel aus der Karolingerzeit lagerten: im Kloster Hersfeld. Dann jedoch war es mit dem Glück vorbei. Suchlisten, die der passionierte Handschriftenjäger reisenden Kardinälen mitgab, blieben ohne Resultat; als Niccoli 1437 starb, schien die heiße Spur wieder verloren. Aber andere ließen nicht locker. Im Jahr 1455 endlich war der Codex auf verschlungenem, bis heute nicht aufgeklärtem Weg nach Rom gelangt; 1458 kaufte der Humanist Enea Silvio Piccolomini, der im selben Jahr als Pius II. zum Papst gewählt wurde, die Blätter der »Germania«. Zum Glück erlaubte der von allem Antiken begeisterte Kirchenfürst sehr bald, dass Abschriften hergestellt wurden. So konnte schon 1470 in Venedig der erste Druck des Werkchens erscheinen.

Seither haben Altertumsforscher, Linguisten, Archäologen, Geografen, Historiker, Germanisten, Volkskundler und natürlich auch windige Ideologen jede Möglichkeit zu nutzen versucht, die kargen, mitunter kryptisch anmutenden Informationen des Tacitus in ein schlüssiges Bild des damaligen Europa östlich des Rheins und nördlich der Alpen umzusetzen. Einer der Höhepunkte dieser Bemühungen, die mit der Nationalbegeisterung des 19. Jahrhunderts noch gehörig Fahrt aufnahmen, war ein im Jahr 1900 erschienener Band von weit über 700 Seiten, das Vermächtnis des großen Berliner Germanisten Karl Müllenhoff (1818 bis 1884) über die »Germania«. Wort für Wort, Hinweis um Hinweis hatte

Müllenhoff alles Erreichbare über die Urbevölkerung auf deutschem Boden zu einem Massiv wilhelminischer Forscher-Akribie angehäuft. Keine Möglichkeit eines volkskundlichen Vergleichs war ungenutzt geblieben, vom Erbrecht »in vielen Staaten Mittel-Africas« bis zum »Allmannsfrieden auf der Insel Gotland«. Am Ende hatte sich die dünne Wäscheleine des taciteischen Textes in eine reich behängte Kulisse großer heroischer Frühzeiten verwandelt.

Von solch überbordendem Optimismus ist heutigen »Germania«-Interpreten kaum etwas geblieben. Weder die – nur schemenhaft rekonstruierbare – Geografie noch die durchweg römischen Lesegewohnheiten angepassten, nahezu komplett dem Hörensagen entstammenden Detailangaben seien belastbar, warnen die meisten Althistoriker. Andererseits mag niemand von vornherein ausschließen, dass Tacitus – mit den Worten des Kenners Alfons Städele – sozusagen dank höherer Fügung »ein annähernd richtiges Bild des Germaniens seiner Tage entworfen hat«.

Bedeutsamer als alle Einzelheiten bleibt etwas anderes: Die kleine Ethnografie aus der Werkstatt des altsenatorisch gestrengen Römers hat den weit zerstreuten, schriftlosen Stämmen im Norden Europas endgültig einen unvergleichlich prägnanten Volkscharakter verpasst – gut und gern die wirksamste, aber auch heikelste »Nationalurkunde« (Rudolf Borchardt) der Weltgeschichte.

Hat Tacitus das gewollt? Im zweiten Kapitel schreibt er, »Germanien« heiße das Gebiet noch nicht sehr lange; erst die einst nach Gallien eingefallenen Scharen – also wohl nur ein einzelner Stamm –, hätten Germanen geheißen. Allmählich habe sich dann der Brauch entwickelt, »dass sie alle anfangs aus Furcht vor dem Sieger Germanen genannt wurden, dann auch, als der Name einmal da war, sich untereinander so genannt hätten«.

Eine leidlich plausible, charakteristisch nüchterne Deutung. Leider nur hat sein ehrgeizig verknappter Stil dem Historiker gerade an dieser Stelle einen Streich gespielt. Denn wie genau man den »Namenssatz« übersetzen darf, ja ob er überhaupt handschriftlich richtig überliefert ist und nicht doch besser schonend korrigiert werden müsste, das haben auch mehr als hundert Spezialuntersuchungen bislang nicht definitiv klären können. Zumindest in diesem Punkt also ist Tacitus seinem Thema durch und durch gerecht geworden: Sein kleines Buch über die Nord-Barbaren gibt bis heute fast ebenso viele Rätsel auf wie die historischen Zustände, von denen es handelt.

Vergifteter Triumph

Drei Kriege waren nötig, bis die Römer die Markomannen niedergerungen hatten. Kaiser Mark Aurel und sein Sohn Commodus konnten Nordeuropa jedoch nicht mehr dauerhaft befrieden.

Von Michael Sontheimer

Bevor Mark Aurel mit seinen Truppen die Donau überquerte, um den Germanen eine Lektion zu erteilen, befragte er ein Orakel. Der Kaiser wollte von dem berühmten Seher Alexander von Abonuteichos wissen, wie sich ein glücklicher Ausgang des Feldzugs sicherstellen ließe. Der Priester, der einen Kult um eine Schlange mit Menschenkopf begründet hatte, empfahl Mark Aurel, zwei Löwen in die Donau werfen zu lassen. Gehorsam folgten der Kaiser und seine Männer dem Spruch. Doch zu ihrem Erstaunen ertranken die Raubtiere nicht in dem mächtigen Strom, sondern schwammen ans nördliche Ufer. Die dort ansässigen Barbaren hielten die Löwen für zu groß geratene Hunde und schlugen sie kurzerhand mit Knüppeln tot. »Unmittelbar darauf«, so der Bericht des römischen Satirikers Lukian, »erlitt unsere Seite ihre schwerste Niederlage, wobei nahezu 20000 Mann fielen.«

Es blieb nicht bei dieser Schmach. Im Jahr 170 nach Christus überwanden Krieger der Markomannen und anderer germanischer Stämme den Limes entlang der Donau und zogen raubend und mordend über die Alpen bis nach Italien. Mehrere Jahre brauchten Kaiser Mark Aurel, sein Sohn Commodus und deren Feldherren, um die Germanen so zu schwächen, dass sie zu Einfällen ins Reich nicht mehr fähig waren.

Eigentlich galten derart bedrohliche Angriffe als unmöglich, seit Kaiser Hadrian damit begonnen hatte, das Imperium Romanum gegen die Barbarenwelt zu befestigen. Im Norden Britanniens verlief der Hadrianswall, entlang des Rheins der niedergermanische Limes, der vom obergermanisch-raetischen, vom Limes entlang der Donau und etlichen anderen Grenzbefestigungen fortgesetzt wurde. In Friedenszeiten waren diese mit Palisadenzäunen, Gräben, Wällen und Wachtürmen ausgestatteten Schutzanlagen des Reiches einigermaßen durchlässig. An den Grenzübergängen erhoben die römischen Posten Zölle auf die in beide Richtungen transportierten Waren und kontrollierten die Einreise und Einwanderung von Barbaren ins Reich.



Einst hatte es geheißen: »Die Grenzen des Imperiums reichen so weit wie die Macht seiner Schwerter und Lanzen.« Doch diese offensive Strategie, wie sie der Redner Cicero zur Zeit der ausgehenden Republik formuliert hatte, war inzwischen überholt. Nicht mehr der Vergrößerung ihres Herrschaftsbereichs, sondern der Sicherung und Verteidigung des eroberten Territoriums galt die Sorge der Römer. Zu ausgedehnt und darum an zu vielen Orten gleichzeitig anfällig waren die Grenzen geworden.

Das Barbaricum jenseits des Limes bot kultivierten Römern wenig, und so war auch über die Barbaren östlich der Elbe und nördlich der Donau kaum etwas bekannt. Gelegentlich drangen Geschichten über Kriege zwischen einzelnen Stämmen nach Rom; immer wieder baten germanische Führer für sich und ihre Sippen um Asyl im Römischen Reich, das in ihren Augen ein Leben in Wohlstand und Frieden verhieß.

Auslöser der Unruhen, die seit Mitte des 2. Jahrhunderts entlang der Grenze im heutigen Österreich und Ungarn losbrachen, könnten die Goten gewesen sein, ein Volk, das am Mittellauf der Weichsel siedelte und nach Süden drängte. Damit gerieten die germanischen Klientelstaaten nördlich der Donau, deren Bewohner sich mit den Römern arrangiert hatten, unter Druck.

Für Mark Aurel, genauer gesagt den Imperator Caesar Marcus Aurelius Antoninus Augustus, geboren am 26. April 121, bedeutete Krieg nichts Erstrebenswertes. Er war ein sensibler Intellektueller von eher schwächlicher Konstitution, dem »nicht das Glück beschieden war, das er verdienen würde«, urteilte der Historiker Cassius Dio Anfang des 3. Jahrhunderts. Daher sei »vor allem dies zu bewundern, dass er inmitten außergewöhnlicher Schwierigkeiten durchhielt und das Reich durch alle Fährnisse glücklich hindurchsteuerte«.

Zunächst galt es, Langobarden und Obier zurückzudrängen, die 166 in Pannonien, im heutigen Ungarn, die Donau überquert hatten und ins Reich eingefallen waren. Erschwert wurde dies durch eine hartnäckige Epidemie, die römische Soldaten nach ihrem Sieg über die Parther aus dem Osten eingeschleppt hatten. Aber Mark Aurel stand noch etlichen weiteren Schwierigkeiten gegenüber. Roms Finanzpolster war so dünn, dass der Kaiser private Besitztümer für die Kriegskasse versteigern ließ. Nach dem Bericht des Historikers Eutropius wurden »außer Gewändern und Bechern und Geschirr aus Gold auch Statuen und Gemälde großer Meister« auktioniert. In Ermangelung zünftiger Legionäre rekrutierte man Männer, die bislang als »wehrunwürdig« eingestuft worden waren: Sklaven, Gladiatoren, selbst Banditen.

Der genaue Ablauf der Markomannenkriege ist aus schriftlichen Quellen kaum rekonstruierbar; wenigstens lassen Münzfunde manchen Schluss zu. Am 6. Januar 168, so eines der wenigen gesicherten Daten, hielt Mark Aurel in Rom eine Ansprache an die kaiserliche Garde der Prätorianer, wie sie zu Beginn eines Feldzuges üblich war. Dann marschierte er gen Norden und bezog in Aquileia in

Nordostitalien sein Hauptquartier.

Der Imperator wollte die im heutigen Tschechien siedelnden Markomannen, die sich mit den benachbarten Quaden in der heutigen Slowakei verbündet hatten, in ihre Grenzen weisen. Deshalb startete er diesen Feldzug, der dann mit dem fehlgeschlagenen Opfer der beiden Löwen unter denkbar unglücklichen Vorzeichen begann. Die schwere Niederlage der Römer lud die Germanen geradezu ein, ins Römische Reich vorzudringen. Im Eiltempo überfielen die Barbaren Norditalien. Ammian, ein Historiker des 4. Jahrhunderts, berichtete schaudernd von »mit rasender Geschwindigkeit vorgetragenen Raubzügen« und »zahlreichen Bluttaten«, gegen die »der gute Kaiser Markus kaum noch Widerstand zu leisten vermochte«.

Die Eindringlinge belagerten das strategisch wichtige Aquileia im heutigen Friaul, dessen Bewohner ihre Stadt hinter eilig errichteten Mauern gerade noch verteidigen konnten. Opitergium, das heutige Oderzo in Venetien, überrannten die Germanen im Nu, plünderten es und brannten es nieder. Bei den Römern in Italien erwachten alte Ängste: Rund 270 Jahre nachdem Kimbern und Teutonen die Region terrorisiert hatten, drohte dem Stammland des Imperiums wieder barbarisches Unheil.

Mark Aurel setzte auf die Stärkung des Gemeinschaftsgefühls im religiösen Kult. »Die Opferaltäre rauchten, man schlachtete inmitten der Hungersnot in Massen ausgesuchte Tiere«, so ein Biograf. »Gleich eine Woche lang wurden die Statuen der Götter als Festgäste mit Köstlichkeiten bewirtet und zugleich um Erbarmen angefleht.« Aber es trafen neue Schreckensnachrichten ein. Barbaren hatten auch die Länder des Balkans angegriffen; die Grenzprovinzen Thrakien und Makedonien waren schon überrannt. Die Kostoboken, wie sie genannt wurden, kamen bis nach Eleusis und konnten erst kurz vor Athen gestoppt werden. Dank der guten Ausbildung und Disziplin der römischen Soldaten gelang es schließlich, die Eindringlinge zu vertreiben. Mark Aurel konnte sein Hauptquartier im Jahr 171 nach Carnuntum verlegen, ein großes Militärlager an der Donau zwischen dem heutigen Wien und Bratislava. Immer wieder gelang es den Römern, Germanen zu stellen, die mit Beute beladen in ihre Heimat nördlich der Donau zurückzukehren versuchten.

Hauptabsicht des Kaisers musste es nun sein, die Markomannen nicht bloß zu strafen, sondern zur dauerhaften Abschreckung ihre Siedlungsgebiete zu

erobern. Dafür versuchte Mark Aurel andere Stämme zur Unterstützung oder wenigstens zur Neutralität zu bewegen. Eine Art kollektiver Führung sollte auf römischer Seite möglichst große Geschlossenheit zeigen. »Weder auf militärischem noch auf zivilem Gebiet unternahm er je irgendetwas, ohne sich vorher mit den führenden Männern beraten zu haben«, schrieb ein unbekannter Biograf. »Und sein Lieblingsspruch war immer: ›Es ist angemessener, dass ich dem Rat so vieler und so hervorragender Freunde folge, als dass sich so viele und hervorragende Freunde meinem Willen beugen, dem Willen eines Einzelnen.‹«

Im Jahr 172 begannen die Römer die so oft verschobene Offensive gegen die Germanen nördlich des Donau-Limes. Zunächst gingen sie gegen die Markomannen vor, dann gegen die Quaden, die entgegen ihren vertraglichen Zusagen die Markomannen unterstützt hatten. Kampftechnisch hatten die Germanen seit über einem Jahrhundert viel dazulernen können. Weiterhin nicht so gut gerüstet wie die Römer, hatten sie erkennen müssen, dass ihr Sturmangriff in Keilformation an disziplinierten und kampferprobten römischen Truppen abprallen konnte. So waren sie bei der Verteidigung ihrer Heimat oft zum Guerillakrieg übergegangen, wie er bis heute geführt wird.

Vieles vom militärischen Alltag der Markomannenkriege zeigt die Mark-Aurel-Säule auf der Piazza Colonna in Rom. Das knapp 40 Meter hohe Monument aus Marmor ist fast vollständig von einem spiralförmigen Relief-Fries umgeben, der die Feldzüge des Kaisers verherrlicht. Da wird zum Beispiel gezeigt, wie Mark Aurel durch ein Gebet bewirkte, dass, laut seinem Biografen Anthony Birley, »ein Blitzstrahl vom Himmel auf eine Kriegsmaschine der Feinde herniederfuhr«. An anderer Stelle ist ein alter Mann zu erkennen, dessen wilder Haarschopf zu Regen wird. Nach der Überlieferung des byzantinischen Mönchs Xiphilin war ein Trupp erschöpfter und verletzter römischer Soldaten durch eine Übermacht von Germanen eingekreist worden. Die Römer blieben, »in der glühenden Sonnenhitze schmachtend, in Reih und Glied stehen. Da zogen plötzlich viele Wolken auf, und ein mächtiger Wolkenbruch ging über ihnen nieder – nicht ohne göttliche Fügung«. Noch während die Römer begierig tranken, griffen die Germanen wieder an, doch »ein heftiger Hagelschauer und einige Blitze« hätten sie in Angst und Schrecken versetzt. Zunächst hieß es, ein ägyptischer Zauberer habe für den rettenden Regen gesorgt; in späteren Quellen

werden die Gebete christlicher Soldaten für das Wunder verantwortlich gemacht.

Auf Dauer konnten die Germanen nicht Sieger blieben. Die Berufssoldaten des Imperium Romanum waren taktisch geschult, erfahren und verfügten über eine unerschütterliche Kampfmoral. Hinzu kam, dass die germanischen Stämme nur temporäre Bündnisse schlossen, aber keine dauerhaften Allianzen zuwege brachten. Mark Aurel handelte mit etlichen Stämmen ein kompliziertes System von Verträgen aus und gestattete es Gruppen von Germanen auch, sich in von der Pest entvölkerten Teilen des Reiches anzusiedeln. Am 23. Dezember 176 ließen sich der Kaiser und sein Sohn Commodus in Rom mit einem Triumphzug feiern.

Doch Ruhe war an der Donaugrenze noch längst nicht eingekehrt. So mussten Mark Aurel und Commodus am 3. August 178 zur »expeditio Germanica secunda« aufbrechen. Sie kämpften vor allem in der heutigen Slowakei gegen die Quaden. Am 17. März 180 starb Mark Aurel in Vindobona, dem heutigen Wien. Schon lange hatte er seine chronischen Schmerzen nur noch mit Opium bekämpfen können. Der Stoiker und Philosoph, der sich selbst gemahnt hatte: »Hüte dich, dass du nicht verkaiserst«, sagte auf dem Sterbebett: »Was beweint ihr mich, statt an die Pest und das Massensterben zu denken?«

Sein erst 18 Jahre alter Sohn und Nachfolger Commodus führte den Kampf gegen die Germanen fort. Als der dritte Markomannenkrieg endlich 182 beendet war, erhielt Commodus den Ehrennamen »Germanicus Maximus«.

Insgesamt 15 Jahre hatten die drei Feldzüge gedauert. Am Ende waren die Germanen »besiegt, vertrieben, bestraft«, wie der Militärhistoriker Gerhard Langmann schreibt. Das Imperium hatte zurückgeschlagen. Aber die mühevollen Siege bildeten letztlich nur den Vorgeschmack jener tiefen Krise, die das 3. Jahrhundert bringen sollte. Am Limes hatte sich die uralte Kriegsweisheit bestätigt, dass eine Kette nur so stark ist wie ihr schwächstes Glied: Wenn Barbaren an mehreren Stellen zugleich angriffen, fehlten den Römern häufig die Ressourcen, überall angemessen zu verteidigen.

Besonders strahlend war der Sieg von Kaiser Commodus auch nicht ausgefallen. Von mehreren Germanenstämmen hatte er sich den Frieden mit Zahlung von Subsidien erkauft. Der Sohn Mark Aurels befestigte den Limes wieder und kehrte zur alten Grenzpolitik zurück. Statt die Germanen zu integrieren, schloss er sie aus. Das gelang auch ein paar Jahre, und prompt kehrte

die in den Markomannenkriegen erschütterte Arroganz der Römer wieder. Am einstigen Donaulimes, im heutigen Ungarn, ist eine Inschrift zu lesen. Ihr zufolge ließ Kaiser Commodus die Wachtürme und Kastelle erneuern, um dem »Eindringen umherstreifender Räuberchen zuvorzukommen«. Besatzer-Hochmut, gewiss. Immerhin sollte es noch über zwei Jahrhunderte dauern, bis Rom diese Gebiete endgültig den Germanen überlassen musste.

Mär von deutschen Recken

Als Nationalepos trutziger Germanen gepriesen, wurde das Nibelungenlied im 19. Jahrhundert Teil der Volkserziehung. Heute ist umstritten, wie viel die Sage überhaupt mit der Völkerwanderungszeit zu tun hat.

Von Rainer Traub

Unter den Merkwürdigkeiten der deutschen Geschichte nimmt das Nibelungenlied einen besonderen Platz ein. Wie kam es, dass ein Sagengewebe aus grauer Vorzeit zum Urquell und Beweisgrund eines germanischen Nationalcharakters stilisiert wurde? Als ein unbekannter Dichter um 1200 die Mär von Liebe und Hass, Treue und Verrat, Gier und Grauen, deren Stoff mündlich wohl schon lange kursiert hatte, in mittelhochdeutschen Versen niederschrieb, da gehörten die Recken, von denen die Rede war, einer längst nebelhaften Vergangenheit an.

Liegt der Heldensage ein Göttermythos zugrunde – oder verarbeitet sie, zumindest in Teilen, geschichtliche Ereignisse? Seit dem 19. Jahrhundert debattieren die Fachleute darüber. Heute neigt man zur zweiten Auffassung, wie der Mediävist Joachim Heinzle in einem Standardwerk darlegt, dem sich das folgende Resümee verdankt (»Die Nibelungen. Lied und Sage«): Die Verschriftlichung der Nibelungensage habe dazu gedient, den Zeitgenossen im Hochmittelalter »die alte Geschichte verständlich und annehmbar zu machen«.

Zum Sagenpersonal gehören – neben einem Drachen, allerlei übernatürlichen Kräften und Märchenhelden wie Siegfried – Gestalten, deren Vorbilder viele Generationen vor der Niederschrift tatsächlich gelebt haben sollen. Die Nibelungen werden im ersten Epos-Teil Burgunder genannt. Ein den Germanen zugezählter Stamm der Burgunder – oder Burgunden – hat in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung existiert. Der fabulöse Erzählfluss führt geschichtliche Spurenelemente mit, die ins 5. Jahrhundert verweisen: in die Ära der sogenannten Völkerwanderung. Im Lauf mündlicher Überlieferungen sind historische Partikel in der phantastischen Heldendichtung aufgegangen wie Bäche im Bett eines windungsreichen Stroms. Dieser speist sich zudem aus zwei gänzlich verschiedenen Hauptzuflüssen: Die Tradition der Ritter-und Liebeslyrik, der das hochmittelalterliche, in der Minnetradition stehende Nibelungenlied entstammt, vereint sich mit dem Stoff eines spätantiken, ganz anders gearteten Heroenkults, dem höfisches Ritual und Verfeinerung fernliegen.

Damit nicht genug der Verwirrung. Trennten bei der Niederschrift des Nibelungenliedes bereits gut 700 Jahre das höfische Publikum von jener Epoche,

der solche mythisch überhöhte Helden wie der 453 gestorbene Hunnenkönig Attila (im Lied König Etzel) oder der 526 gestorbene Ostgotenkönig Theoderich der Große (Dietrich von Bern) entstammten, so fiel das Epos in der frühen Neuzeit dem Vergessen anheim.

Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts kamen mehrere Handschriften, auf denen sich in Bibliotheken weltlicher oder geistlicher Herrschaften Staubschichten abgelagert hatten, wieder ans Licht. So begann eine verblüffende ideologisch-politische Wirkungsgeschichte, die nichts zu tun hatte mit der hochmittelalterlichen Geburt des Nibelungenliedes oder mit den Legenden von einer inzwischen über 1200 Jahre zurückliegenden Ära. Der höfische Unterhaltungsstoff wurde zum germanischen Nationalmythos erklärt, weil ein neues Bedürfnis nach einheitsstiftender Identität entstand und schnell wuchs. Von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an ersetzten Dichter und Denker die fehlende politische Einheit Deutschlands durch die Beschwörung eines Volksgeistes, der sich in Kunst und Literatur manifestiere. Die in Dutzenden von Kleinstaaten versprengten Deutschen sollten auf dem Weg zur nationalen Einheit mit einer Art gemeinsamer literarischer Abstammungsurkunde versorgt werden.

Beim Stöbern in der Bibliothek des Grafen von Hohenems entdeckte der Lindauer Arzt Jakob Hermann Obereit im Juni 1755 eine pergamentene Handschrift des Nibelungenliedes. Er berichtete dem Züricher Gelehrten und Schriftsteller Johann Jakob Bodmer von seinem Fund, der das Heldenlied später als »eine Art Ilias« rühmte. Damit war die künftige Wahrnehmung vorgeprägt: So wie Homers griechisches Epos über den Trojanischen Krieg in den Gründungsmythos Roms einging – der geflüchtete Trojaner Aeneas vermählt sich in Italien mit einer latinischen Königstochter –, so sollte das mittelhochdeutsche Versepos von einer heldischen Vergangenheit eine ruhmreiche Zukunft Deutschlands verbürgen.

Gerade im Kontrast also konnte das Nibelungenlied binnen kurzem zum Urgrund germanischen Wesens umgedeutet werden: Die Hingabe der deutschen Klassik an die Kultur der alten Griechen vereinte sich mit der romantischen Begeisterung für das vermeintlich echt Germanische.

Der schweizerisch-englische Maler Johann Heinrich Füssli (1741 bis 1825) hat die Verknüpfung beider Identifikationen in einem Gemälde anschaulich werden

lassen. Es heißt »Brynhild erblickt Sigurd in der Waberlohe« und stellt die von Siegfried (alias Sigurd) faszinierte Königin Brünhild mit den klassischen Merkmalen der Pallas Athene dar. Auch in Versen vergleicht Füssli den unbekannten Dichter des Nibelungenlieds mit dem griechischen Ur-Epiker: »War nicht Homerus dein Meister? *Die Funken Homerischer Geister* Wehn in des Nibelungs Nacht«.

»Der Nibelungen Lied könnte die teutsche Ilias werden«, orakelte 1786 der Historiker Johannes von Müller ganz im Sinne von Bodmer. August Wilhelm Schlegel, Mitbegründer der deutschen Romantik, stellte beide Versepen dann 1802 /03 in einer Berliner Vorlesung ausdrücklich nebeneinander: Homer sei zwar im »geflügelten Wohllaut der Sprache« und der »Reinheit der epischen Form« unerreichbar, doch werde er vom Nibelungenlied womöglich noch übertroffen in Bezug auf »Lebendigkeit und Gegenwart der Darstellung, dann die Größe der Leidenschaften, Charaktere und der ganzen Handlung«.

Aber es wurde auch Widerspruch laut. Ausgerechnet Preußens berühmtester Machtmensch reagierte allergisch, als er merkte, wie begeistert deutsche Kulturkenner dem vorherrschenden französischen Einfluss die nationale Sprache und Überlieferung entgegensetzen wollten. Als Friedrich der Große, der Französisch besser als Deutsch sprach und schrieb, ein Widmungsexemplar der ersten vollständigen Edition des wiederentdeckten Nibelungenliedes zugeschickt bekam, antwortete er barsch. Unter dem Datum des 22. Februar 1784 schrieb er dem Herausgeber Christoph Heinrich Müller:

Hochgelahrter, lieber getreuer.

Ihr urtheilt, viel zu vorteilhafft, von denen Gedichten, aus dem 12. 13. und 14. Seculo, deren Druck ihr befördert habet, und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver, werth; und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit, gezogen zu werden. In Meiner Bücher Sammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulten; sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero, sein Schicksaal, in der dortigen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht; Euer sonst gnädiger König. Frch.

Allerdings konnte Preußens Herrscher mit dieser Ansicht schon damals nicht auf Mehrheiten hoffen – wie er ja auch seinen genialen deutschen Zeitgenossen Lessing, Herder oder Goethe verständnislos gegenüberstand. Die nämlich waren überzeugt, dass die einseitige Fixierung auf französische und italienische Vorbilder eigenen kulturellen Leistungen im Wege stehe. Germanist Heinzle schreibt: »Im Rückgriff auf das Altdeutsche – ein pseudo-historisches Konstrukt, das einen Kulturzusammenhang von den Germanen bis zu Albrecht Dürer und Hans Sachs imaginierte – glaubte man, der unverfälschten Art und Kunst der Deutschen habhaft werden zu können.«

So hatte Goethe 1772 einen Aufsatz über das Straßburger Münster programmatisch »Von deutscher Baukunst« genannt. Dem herrschenden französischen Kunstideal und der romanischen Rationalität setzte er das deutsche Gefühl entgegen, »das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, würkend aus starker, rauher, deutscher Seele«. Am Nibelungenlied war der junge Goethe wohl wenig interessiert. Doch zu Beginn des 19. Jahrhunderts rühmte der Dichterfürst das »köstliche Werk« und trug die Mär nach der Ausgabe von 1807 sogar auf Weimarer Gesellschaften vor.

Allein die neue Vorstellung von einer unverwechselbar kreativen deutschen Wesensart hätte aber kaum genügt, um ausgerechnet das altertümliche, nur in Übersetzungen verständliche Nibelungenlied zum wichtigsten Unterpfand des deutschen Nationalgefühls zu ernennen. Den Ausschlag gab der patriotisch-politische Widerstand gegen den Eindringling Napoleon zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Auf der dringenden Suche nach gemeinschaftsstiftenden Symbolen erlangte nun das Nibelungenlied den Rang eines Nationalepos.

Leider nur gibt die Fabel vom strahlenden Siegfried und vom finsteren Hagen, von der bärenstarken Brünhild und der rachsüchtigen Kriemhild nationale Bezüge beim besten Willen nicht her. Ersatzweise sollten die Sagenfiguren angeblich typisch deutsche Nationaltugenden wie Ehre und Treue, Unbeugsamkeit und Mut verkörpern. Das Vorwort zu einer Ausgabe des Nibelungenliedes, die 1807 erschien, zeigt schon gut, woher der volkserzieherische Wind wehte. Ein Jahr zuvor hatte Preußen in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt eine demütigende Schlappe gegen Napoleon erlitten; die Invasion französischer Truppen hatte das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zum Einsturz und eine Fremdherrschaft

gebracht. Nun schrieb Friedrich Heinrich von der Hagen, der 1810 der erste Professor für deutsche Sprache und Literatur an der neu gegründeten Berliner Universität werden sollte:

Wie man zu des Tacitus Zeiten die Altrömische Sprache der Republik wieder hervor zu rufen strebte: so ist auch jetzt, mitten unter den zerreißendsten Stürmen, in Deutschland die Liebe zu der Sprache und den Werken unserer ehrenfesten Altvordern rege und thätig, und es scheint, als suche man in der Vergangenheit und Dichtung, was in der Gegenwart schmerzlich untergeht. Es ist aber dies tröstliche Streben noch allein die lebendige Urkunde des unvertilgbaren Deutschen Karakters, der über alle Dienstbarkeit erhoben, jede fremde Feßel über kurz oder lang immer wieder zerbricht, und dadurch nur belehrt und geläutert, seine angestammte Natur und Freiheit wieder ergreift …
Unterdeßen aber möchte einem deutschen Gemüthe wohl nichts mehr zum Trost und zur wahrhaften Erbauung vorgestellt werden können, als der unsterbliche alte Heldengesang, der hier aus langer Vergeßenheit lebendig und verjüngt wieder hervorgeht: das Lied der Nibelungen, unbedenklich eins der größten und wunderwürdigsten Werke aller Zeiten und Völker, durchaus aus Deutschem Leben und Sinne erwachsen und zu eigentümlicher Vollendung gediehen … Kein anderes Lied mag ein vaterländisches Herz so rühren und ergreifen, so ergötzen und stärken, als dieses.

Als wegweisende urgermanische Tugenden, die das Nibelungenlied lehre, nennt Hagen »Heldensinn, unerschütterlichen Standmuth, übermenschliche Tapferkeit, Kühnheit und willige Opferung für Ehre, Pflicht und Recht«. Diese vorbildlichen Eigenschaften sollten alle Patrioten »mit Stolz und Vertrauen auf Vaterland und Volk, mit Hoffnung auf dereinstige Wiederkehr Deutscher Glorie und Weltherrlichkeit erfüllen«. Nach diesem Katalog von Denkmustern berief sich ein zunächst defensiver, dann aber immer aggressiverer deutscher Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert bis zum Ende Hitler-Deutschlands gegen alle historische Einsicht auf das Nibelungenlied.



»Valkyrie« (Gemälde von Peter Nicolai Arbo, 1865)

Verblüffend schnell gehörte es zum militärischen Sturmgepäck preußischer Soldaten: Bereits 1815 erschien eine »Feld-und Zeltausgabe« des Nibelungenlieds. Natürlich war das Konstrukt einer kerndeutschen Tradition spätestens 1945 als Ideologie entlarvt. Doch der kulturelle Nimbus des Nibelungenliedes trotzte aller politischen Ernüchterung. Als bildkräftiges Märchen und Vorlage wuchtiger Wagner-Opern wie »Die Walküre« hat der Stoff nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt. Die Stadt Worms, in der große Teile des Nibelungenliedes spielen, veranstaltet seit 2002 sogar wieder sommerliche »Nibelungen-Festspiele« mit prominenter Besetzung. Die Idee, den Fremdenverkehr damit anzukurbeln und so der provinziellen Bedeutungslosigkeit zu entkommen, funktionierte in den ersten Jahren gut: mit »luftig-leichten Nibelungen-Travestien« (»Frankfurter Allgemeine«) gab der Dramatiker Moritz Rinke dem eher düsteren Stoff die angestammte Unterhaltungsfunktion zurück.

Welche faktischen Bruchstücke aus der Zeit der sogenannten Völkerwanderung, die sich in der alten Sage finden, einen Schluss auf historische Hintergründe erlauben – an dieser Frage hingegen arbeiten sich bis heute die Historiker ab. Spekulationen sind dabei nicht zu umgehen. Trotzdem zeigen sich jüngere Forscher an den Burgundern (oder Burgunden), die mythisch zu Nibelungen wurden, durchaus interessiert.

Erwähnt wird der Stamm erstmals für das 1. Jahrhundert nach Christus. Beim spätantiken Historiker Orosius, dessen große »Geschichte gegen die Heiden« um 416/17 entstand, ist zu lesen, die offenbar aus dem Osten zugewanderten Burgunden wären bald nach ihrer Ansiedlung am Rhein zu Christen geworden und hätten friedlich mit den Galliern zusammengelebt. Der Rhein ist zudem lang und der Ort der Überquerung unbekannt. Einige Historiker tippen auf den Niederrhein. Die Mehrzahl erwärmt sich für die Vermutung, unter den Germanen seien auch Burgunden gewesen, die sich dann am Mittelrhein in der Gegend von Worms (einer römischen Gründung des 1. Jahrhunderts nach Christus) niedergelassen hätten. Kurioserweise wird diese Vermutung vor allem damit begründet, dass im Nibelungenlied Worms als Herrschersitz der Burgunder geschildert wird – ein fiktives Werk schafft also eine historische

Realität.

Über diese Art von Beweisführung schüttelt die Archäologin Mathilde Grünewald, die über 30 Jahre das Museum der Stadt Worms im Andreasstift geleitet hat, den Kopf. Sie warnt: »In tausend Jahren stößt ein Historiker auf eine Kopie des Wim-Wenders-Films ›Paris, Texas‹. So wird die historische Lehre begründet, das große alte Paris hätte in Texas gelegen.« Über das 5. Jahrhundert gebe es kaum zuverlässige Schriftquellen, erläutert sie. »Was Sie darüber lesen, gehört oft in den Bereich der Märchen. Alles, was man seit 1879 in und um Worms ausgegraben hat, habe ich geprüft – und nichts Burgundisches gefunden.«

Offenbar fehlt es sogar an der Stange, mit der man im Nebel herumstochern könnte. »Niemand kann beschreiben, was überhaupt burgundisch ist. Langobarden, Franken und Alamannen zum Beispiel sind an der Tracht identifizierbar. Bei ihnen konnte man Ausgrabungsfunde in vielen Fällen eindeutig zuordnen.« Energisch hingegen widerspricht die Archäologin Historikern, die der altdeutschen Reichstagsstätte Worms eine burgundische Geschichte andichten. Bezeichnenderweise gilt eine lateinische Rechtsquelle aus dem Jahr 517, die »Lex Romana Burgundionum«, als wichtigstes schriftliches Zeugnis für die Geschichte der Burgunder. Der Text – die älteste Kodifizierung eines germanischen Volksrechtes – bietet einen Auszug aus verschiedenen römischen Rechtsquellen, die offenbar das Zusammenleben der Burgunden sowie die Gemeinschaft mit anderen Germanen und Leuten mit römischem Bürgerrecht regeln sollten. Hierzu merkt der Historiker Reinhold Kaiser, Autor des Standardwerks »Die Burgunder«, an: »Das wenigste an diesen Texten ist burgundisch, das meiste ist römisches Vulgarrecht.« Von einem Aufenthalt am Rhein oder gar einer großen Schlacht, betont Archäologin Grünewald, »ist da nicht die Rede«.

Immerhin kommt in der Gesetzessammlung ein Burgunderkönig Gundahar vor, in dem einige Forscher den Nibelungenhelden König Gunther – den Ehemann Brünhilds und Bruder Kriemhilds – zu erkennen meinen. »Im Nibelungenlied wurden geschichtliche Stoffe der Völkerwanderungszeit und solche der nachfolgenden Jahrhunderte miteinander verknüpft«, schreibt Kaiser nüchtern. »Einige von ihnen gehen eindeutig auf Gestalten und Ereignisse der Geschichte der Burgunder zurück, andere wurden unter Veränderung der Motivationen und

unter Missachtung der chronologischen Darstellung zu einem neuen Sinnzusammenhang verwoben.«

Viel mehr als das lässt sich über die Burgunder nicht herausbekommen; Grünewald nennt sie rundheraus »das unsichtbare Volk«. Wer es gern plastisch und drastisch hat, kann sich allenfalls auf ein paar Zeilen des hohen gallo-römischen Aristokraten Sidonius Apollinaris (um 432 bis um 481) berufen, der Bischof in der Auvergne war. Nach seiner Schilderung pflegte der gemeine Burgunder mit nackten Armen aufzutreten, streng nach Knoblauch zu riechen und das Haupthaar mit ranziger Butter einzufetten. Der vornehme Kirchenmann hat auch überliefert, die Burgunder hätten schon um 461 beim Gastmahl Heldenlieder zur Leier (»plectrum«) gesungen. Tauchen da also doch noch eine Art Proto-Nibelungen auf? Passen ranzige Haare und Knoblauch zu kernigen Recken? Rätsel über Rätsel.

Ein Großteil der Vermutungen über realhistorische Partikel in der mittelhochdeutschen Saga stützt sich auf Namensähnlichkeiten. Das Modell für Kriemhild soll demzufolge die Frau des Hunnenkönigs Attila (alias Etzel) gewesen sein, deren Name Ildico germanische Wurzeln haben soll. Laut dem gotischen Historiker Jordanes erlag Attila in der Hochzeitsnacht mit Ildico einem Blutsturz. Im Nibelungenlied, so Kaiser, sei dieser plötzliche Tod in eine Gewalttat von Ildico alias Kriemhild umgedeutet worden: Sie habe Blutrache geübt »für ihre von Attila erschlagene Sippe, worunter die Burgunderkönige verstanden wurden«.

Historisch gesichert scheint zumindest, dass 436/37 eine Vernichtungsschlacht einem Großteil der Burgunder das Ende bescherte: Hunnen, verbündet mit dem römischen Heerführer Aëtius, vereitelten den vermuteten Versuch der Germanen, sich vom Rhein aus weiter westwärts auszudehnen. Ihr angebliches Reich am Rhein, wo auch immer es gelegen haben mag, hätte demnach gerade 30 Jahre gewährt. Das blutsäuferische letzte Gefecht an Etzels (Attilas) Hof soll im Nibelungenlied den historischen Untergang der Burgunder ausgemalt haben. Die angeblich völlig besiegten und blutig dezimierten Burgunder wurden kurz darauf, 443, von Aëtius um Genf herum angesiedelt – innerhalb weniger Jahre wuchsen sie zu einem beträchtlichen Volk und wurden zu geschätzten Partnern der Römer.

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts regierte der Merowinger Chlodwig fast ganz

Gallien – mit Ausnahme des nun tatsächlich existenten Königreichs Burgund, aus dem seine Gattin Chrodechilde stammte. Nach seinem Tod 511 teilten seine Söhne das Reich, Burgund verleibten die merowingischen Könige 543 ihren Reichen ein. In der französischen Region Bourgogne lebt dieser Name heute zumindest als geografischer Begriff fort – und als Herkunftsbezeichnung edler Weine. Wer sich mit denen auskennt, weiß wenigstens, wovon er spricht, wenn er Burgunder schätzt.

Bestien auf zwei Beinen

Die Hunnen kamen aus der Steppe gestürmt und vertrieben die Germanen, so die Theorie. Aber wer waren Attilas wilde Reiter wirklich?

Von Annette Bruhns

An allem waren die Hunnen schuld: Sie »haben sich auf die Alanen geworfen, die Alanen auf die Goten und die Goten auf die Taifalen und Sarmaten; die Goten, aus ihrem eigenen Land vertrieben, haben uns aus Illyricum vertrieben«, klagte der Mailänder Bischof Ambrosius gegen Ende des 4. Jahrhunderts und prophezeite: »Ein Ende ist noch nicht abzusehen.«

Für die Römer waren die aus dem Osten einfallenden Reiter in der Tat der Anfang vom Ende. 476, genau 100 Jahre nachdem der erste Goten-Treck auf der Flucht vor den Hunnen um Asyl im Römischen Reich gebeten hatte, wurde der letzte Kaiser im Westen abgesetzt. Ein Barbar löste ihn ab: Odoaker, ein Germane, dessen Vater noch unter Hunnen-König Attila gedient hatte.

Wer aber waren diese Hunnen, die auf ihren Pferden »gleich dem Wirbelwind aus den hohen Bergen« über die Germanen hinwegfegten und damit den Dominoeffekt gen Rom entscheidend auslösten? Woher kamen sie? Und warum? Die Wahrheit ist: Man weiß es nicht. Nach jahrzehntelanger Forschung kam Hans Wilhelm Haussig 1959 zur tristen Einsicht: »Das Wort Hunnen … diente dazu, Völkern, deren Herkunft man nicht kannte, einen Namen zu geben.« Ein niederschmetternder Befund: Als »Hunnen« bezeichneten die antiken Autoren wahllos alle, die sie nicht kannten. Auch Sprachforscher fischen im Trüben. Das Hunnische sei ein »nur negativ definierbarer Begriff«, zitiert der Experte Michael Schmauder den Stand heutiger Wissenschaft. Attilas mächtiges Volk hat keine Sprachfragmente hinterlassen.

Nicht einmal alle Namen ihrer Anführer gelten als hunnisch. Attila (»Väterchen«) ist ein germanischer Name. Der mächtigste aller »Hunnen« könnte also im schlimmsten Fall sogar germanischer Herkunft gewesen sein –

ganz auszuschließen sei das nicht, räumt der britische Historiker Peter Heather ein.

Da die Hunnen selbst Analphabeten waren, können nur andere Auskunft über sie geben: schriftkundige Männer römisch-griechischer Herkunft. Barbarische Völker galten diesen Autoren per se als minderwertig, und die Hunnen erschienen als die barbarischsten von allen. Überdies kupferten die Chronisten schamlos von den Altvorderen ab. Oft übernahmen sie deren Darstellungen eines längst untergegangenen Nomadenvolks: der Skythen. Ja, sie nannten die Hunnen selbst oft einfach Skythen – genauso, wie einst die ersten hochgewachsenen Goten an den Grenzen schon als Skythen bezeichnet worden waren.

Der Chronist der Ostgoten, Jordanes, schrieb dabei besonders abschätzig über die Hunnen – vielleicht, um die von ihm hochgelobten Goten, also die Ex-Skythen, von diesen wilden Neu-Skythen abzugrenzen. So hätten die Hunnen bereits durch ihr »furchtbares Aussehen« Feinde in die Flucht gejagt. »Sie hatten nämlich ein schreckliches schwärzliches Ansehen«, berichtet Jordanes, »gewissermaßen einen abscheulichen Klumpen und kein Gesicht, eher Punkte als Augen.« Ihre Kinder würden sie von Geburt an grausam behandeln und »mit Eisen die Wangen« der Knaben durchschneiden, um sie gegen Schmerzen abzuhärten.

Aber auch der Autor, dessen Werk »Res Gestae« heutigen Historikern als zuverlässigste Quelle über die Hunnen gilt, der in Rom ansässige Grieche Ammianus Marcellinus, berichtet über das neue Volk mit geradezu rassistischem Furor. »Alle«, behauptet Ammian, der vermutlich nie einem Hunnen persönlich begegnet ist, »sind so entsetzlich entstellt und gekrümmt, dass man sie für zweibeinige Bestien oder Figuren aus Blöcken halten könnte.« Gräberfunde bestätigen davon nur, dass manche Hunnen ihren Kindern die Schädel von Geburt an zusammenbanden, so dass diese eine länglich-konische Form annahmen. Die Mode war indes nicht hunnenspezifisch, ebbte aber gegen Ende des 5. Jahrhundert, nach Attilas Tod, ab.

Vielfach kann man Ammian nachweisen, dass er seine Schilderungen anderswo abgeschrieben hatte. So verbreitet er über die Hunnen: »Tag und Nacht auf ihren Pferden kaufen und verkaufen, essen und trinken alle Männer dieses Volkes, und über den schmalen Nacken des Tieres gebeugt, ruhen sie sich in einem so tiefen Schlaf aus, dass er von mancherlei Träumen begleitet ist.« Rund 350 Jahre zuvor

hatte der Historiker Pompeius Trogus Ähnliches über die Parther gesagt: »Zu jeder Zeit sind sie zu Pferd. Zu Pferd ziehen sie in den Krieg, nehmen an Gastmählern teil, auf ihnen erledigen sie öffentliche und private Geschäfte.« Allerdings hatte Ammian aus »zu jeder Zeit« (omni tempore), »Tag und Nacht« gemacht, weshalb er die Hunnen nun sogar schlafend im Sattel lassen musste.

Ammian kolportiert, die Hunnen hätten »halbrohes Fleisch« gegessen, »das sie zwischen ihre Oberschenkel und den Rücken ihrer Pferde legen«. Auch das ist eine alte Mär – schon von den Germanen und Kimbern hieß es, sie äßen rohes Fleisch. Ammian setzt noch einen drauf und sagt, die Hunnen hätten gar nicht gekocht. Dagegen steht archäologische Evidenz: Der große Kupferkessel ist in so vielen Grabungsstätten im hunnischen Verbreitungsraum gefunden worden, dass er zu den Leitartefakten dieser Kultur gehört.

Wo aber war nun ihr Ursprung? Auch darüber sind sich die Historiker bis heute nicht einig. Die einzigen Quellen dazu sind, mal wieder, Ammian und Jordanes. »Das Volk der Hunnen … wohnt jenseits des Mäotischen Sees, nahe dem Eismeer«, sagt Ammian. Diesem »Eismeer« ordnen Experten den Balchasch-See in Kasachstan zu – einen Ort in mehr als 5000 Kilometer Entfernung von Ammians Wohnort Rom. Und Jordanes weiß zufällig, dass die Hunnen von »haliurunnae« abstammen, von gotischen Zauberfrauen, »hässlich und klein«.

Noch weniger bekannt ist, warum die Hunnen überhaupt ihre ferne Heimat verließen. Sie seien bei der Jagd einer Hirschkuh gefolgt, erzählt Jordanes, quer durch das »Mäotische Sumpfmeer« – bis sie plötzlich in der Provinz Skythien standen, einer Steppenregion nördlich des Schwarzen Meeres. An diese Legende glaubt natürlich keiner der Hunnen-Forscher mehr. Doch warum die Nomaden sich mit Pferd und Wagen auf den langen Treck nach Westen machten, wissen sie auch nicht. Wurden sie von einem anderen Volk vertrieben? Oder lockte sie die Kunde vom Reichtum der Mittelmeerkulturen?

Denn was die Hunnen haben wollten, darüber sind sich alle einig: Beute. Bei ihren Angriffen ging es stets um »Geld und noch mehr Geld«, weiß Mediävist Heather. Sein deutscher Kollege Michael Schmauder betont, dass die Hunnen nicht über Territorien herrschten, sondern über Menschen. Sie verbündeten sich relativ wahllos mit anderen Völkern – Hauptsache, es sprang dabei etwas heraus.

Die Hunnen waren eine Art Piratenvolk zu Lande, als Krieger gefürchtet. »Ihre Hände sind furchtbar«, schrieb Sidonius Apollinaris, »treffsicher mit ihren

Geschossen senden sie unfehlbaren Tod, in ihrer verbrecherischen Kampfwut verfehlen sie nie ihr Ziel.« Ihre geschmiedeten Pfeile waren dreikantig. Sie rissen klaffende Wunden und kamen grausig heulend über enorme Strecken angeflogen – mehrere hundert Meter weit. Bis zu zwölfmal pro Minute konnte ein Schütze feuern, perfiderweise auch nach hinten. Die Holzsättel hatten vorn und hinten hohe Bögen, so dass geübte Reiter nicht herunterfielen, während sie – scheinbar sich zurückziehend – den Oberkörper nach hinten gedreht die Feinde beschossen. Diese Technik hatten die Hunnen den Kavalleristen anderer Völker voraus, zumal viele von ihnen, etwa die Sarmaten, schwere Panzer trugen, die sie unbeweglich machten. Die Hunnen dagegen kämpften ohne Rüstung. Im Nahkampf zückten sie ihr Schwert, die »Spatha«, mit langer zweischneidiger Klinge. Ihre wichtigste Waffe war jedoch der Bogen. Er war alles andere als primitiv. In oft mehrjähriger Arbeit wurde er aufgebaut – aus Horn, Knochen, Sehnen, unterschiedlichen Hölzern und Fischgrätenleim. Diese Komposittechnik verlieh dem Bogen seine Flexibilität. Denn der Reflexbogen war noch im ungespannten Zustand gespannt – nur in die entgegengesetzte Richtung. Schon in Gräbern aus dem 3. Jahrtausend vor Christus wurden Reste von Reflexbögen um den Baikalsee gefunden. Die technische Besonderheit bei den Hunnen war seine Länge: Während die Bogen der Skythen nur 80 Zentimeter lang waren, hatten die hunnischen mit 130 Zentimetern eine weit höhere Durchschlagskraft. Für die Handhabbarkeit vom Pferd aus sorgte deren asymmetrische Form: Der Teil unterhalb des Griffs war kürzer als der obere.

Was aber bewirkten die mit solchen Spezialwaffen gerüsteten Scharen wirklich? Michael Kulikowski, Spezialist für spätantike Geschichte an der Pennsylvania State University, hält die Dominotheorie für reichlich simpel, »wonach die Hunnen die Alanen umgestoßen haben, die ihrerseits die Greutungen veranlassten, die Terwingen in die Römer zu schubsen«.

In der Tat schnappten die Hunnen nicht Wölfen gleich nach den Fersen fliehender Goten, wie Ammian es darstellte. Als der große Goten-Treck nämlich 376 am Ufer der Donau anlangte, musste das Volk monatelang warten, bis der ferne Kaiser ihm Asyl gewährte. Man lagerte dort mit allem Hab und Gut, mit Frauen und Kindern – aber trotzdem erwähnen die Chronisten keinerlei Überfälle der Hunnen. Nein, die Goten wussten, dass der Kaiser Ostroms sie gern aufnehmen würde – hatten sie ihm doch billige Rekruten zu bieten. Und so

waren, meint Kulikowski, die Hunnen vielleicht doch nicht Grund für den Aufbruch der Goten, sondern bloß Katalysator. Der Antikenforscher glaubt, dass es vielmehr die Römer selbst waren, die die Barbaren anlockten. Ein Usurpator wechselte den anderen ab an der Spitze des Reichs, ein Bürgerkrieg folgte dem nächsten. Zum Beweis, dass die Zeitzeugen diesen Zusammenhang auch schon sahen, zitiert er Ammian: Die Barbaren »waren wie wilde Tiere, die sich angewöhnt haben, ihre Beute aufgrund der Nachlässigkeit der Hirten zu stehlen«.

Außerdem machten die Barbaren merkwürdigerweise gemeinsame Sache. Als die Goten ein Jahr später gewaltsam in Thrakien einfielen und die Provinz verwüsteten »mit Totschlag und gewaltigen Bränden«, waren Hunnen und Alanen mit von der Partie. Rund 30 Jahre später war die Situation noch verworrener. Da führte ein gewisser Radagaisus – ein Gote, vermutlich ostgotischer, greutungischer Herkunft – ein riesiges Heer nach Oberitalien. Angeblich flohen sie alle vor den Hunnen, die ihr Kerngebiet noch weiter nach Westen, ins Große Ungarische Tiefland, verlegt hatten. Die germanischen Bewohner stimmten quasi mit den Füßen ab, so Heather: »Zu versuchen, eine neue Existenz auf römischen Boden aufzubauen, erschien als weniger große Gefahr, als fortan unter hunnischer Vorherrschaft zu leben.« Ironischerweise wurden Radagaisus’ hunnenflüchtige Goten von einer Armee gestoppt, zu der auch wieder Hunnen gehörten. Der weströmische Heermeister Stilicho hatte die Krieger von deren Herrscher Uldin angeheuert; bei Florenz wurde Radagaisus hingerichtet.

Ebenjener Uldin fiel kurz darauf, 408, selbst ins Oströmische Reich ein. Konstantinopel versuchte, den Hunnen-Fürsten mit Tributzahlungen zu besänftigen. Aber Uldin lehnte das Angebot in großer Selbstherrlichkeit ab, »indem er«, wie ein Zeitzeuge berichtete, »auf die aufgehende Sonne zeigte und erklärte, dass es für ihn, wenn er es wünsche, leicht wäre, jedes Gebiet dieser Erde zu unterwerfen, das von diesem Gestirn erhellt würde«. Dumm nur für den prospektiven Weltenherrscher, dass seine Krieger realistischer waren: Uldins Truppen liefen scharenweise zu den zahlungsfähigen Römern über.



Attila besiegt Theoderich I. im Jahr 451

MAURITIUS IMAGES

Von den Hunnen hört man danach immer wieder als Rekruten in fremden Heeren. Sie kämpften 424 mit in Nordafrika für den römischen Usurpator Johannes gegen dessen Widersacher, den Feldherrn Bonifatius; ein Jahr später unterstützten hunnische Reiter den letzten weströmischen Helden Flavius Aëtius gegen die Oströmer. Der Einsatz in Italien endete wie stets: Die Hunnen erhielten »eine Summe Goldes, gaben Geiseln zurück, tauschten Eide aus und ritten in ihr Land zurück«, wie der Hunnen-Kenner Otto Maenchen-Helfen notiert. Kein Wunder, dass Hunnen-Fürst Rua angeblich sogar 60000 Söldner für Aëtius mobilisieren konnte.

Mit einem Paukenschlag treten die Hunnen ein letztes Mal ins Rampenlicht der Weltgeschichte: Von 434 bis 453 bestimmte Attila, die »Geißel Gottes«, ihre Geschicke. »Attila zermalmte fast ganz Europa zu Staub«, behauptete ein Zeitgenosse, ein Diktum, dem die Historiker jahrhundertelang folgten. So glaubte noch der große Theodor Mommsen, Attilas Reich habe vom Ural bis zu den britischen Inseln gereicht. All das waren Mythen, wie Maenchen-Helfen in

seinem postum erschienenen Grundlagenwerk nachzeichnete. Attilas Reich war kaum größer als das des heute unbekannten Daker-Königs Burebista, der im 1. Jahrhundert vor Christus von der Mündung der Donau über den Balkan bis zur Slowakei herrschte.

Und als Römerfeind sei Attila nur wenig schlimmer gewesen als der gotische Condottiere Theoderich Strabo, »das Schielauge«, der Schrecken der Oströmer. Die höchste Tributzahlung, die Attila den Römern mit Gewalt entlockte, waren 2100 Pfund Gold jährlich – nur 100 Pfund mehr als das, was der oströmische Kaiser Leo dem schrecklichen Strabo etwa 30 Jahre später zahlte. Attila war, bilanziert Maenchen-Helfen, »der Alleinherrscher über die Hunnen« sowie »Herr über die Goten und Gepiden, ein mächtiger Krieger und für einige Jahre mehr als nur ein Ärgernis für die Römer«. Nie aber war die Geißel Gottes »eine wirkliche Gefahr«.

Die kam nach Attilas Tod mit den Germanen auf die Römer zu. In zwei Kriegen schlugen die Goten die Hunnen. Danach ging dieses mysteriöse Volk in die Geschichte ein. 469 fand der letzte hunnische Führer sein Ende: »Dinzirichus, der Sohn Attilas, wurden von Anagastes, dem General in Thrakien, getötet«, so das um 630 entstandene »Chronicon Paschale«. »Sein Haupt wurde nach Konstantinopel gebracht, in einer Prozession durch die Hauptstraße geführt und im Holzzirkus auf einen Pfahl gesteckt. Die ganze Stadt kam, um es anzusehen.«

»WILDE BLAUE AUGEN«

Auszüge aus der »Germania« des Tacitus

Germanien im Ganzen wird von den Galliern, Raetern und Pannoniern durch Rhein und Donau, von den Sarmaten und Dakern durch wechselseitige Furcht oder Gebirge geschieden: Das Übrige schließt der Ozean ab, der weite Buchten und unermessliche Räume von Inseln umfasst. Vor kurzem erst sind einige Stämme und Könige bekannt geworden, die der Krieg erschlossen hat. Der Rhein, auf einem unzugänglichen und steilen Gipfel der rätischen Alpen entspringend, wendet sich in leichter Krümmung nach Westen und mischt sich dann mit dem nördlichen Ozean. Die Donau, sich aus der sanften und mild herausgehobenen Höhe des Schwarzwaldes ergießend, sucht mehrere Völker auf, bis sie in sechs Wegen ins Schwarze Meer ausströmt: die siebente Mündung wird von Sümpfen verschlungen.

Die Germanen selber, möchte ich glauben, sind eingeboren und gar nicht durch Einwanderung und Aufnahme anderer Stämme vermischt, weil nicht zu Lande einst, sondern mit Flotten nahte, wer seinen Wohnsitz ändern wollte, der unermessliche und sozusagen gegnerische Ozean aber drüben selten von unserer Welt aus durch Schiffe besucht wird. Wer weiter – abgesehen von der Gefahr des rauen und unbekannten Meeres – hätte Asien, Afrika oder Italien lassen und Germanien aufsuchen sollen, gestaltlos in seinen Bodenformen, rau im Klima, trübselig in seiner Bestellung und seinem Anblick, außer wenn es ihm Heimat wäre? Sie feiern in alten Liedern – bei ihnen die einzige Art der Erinnerung und Geschichte – Tuisto, den aus der Erde geborenen Gott, und seinen Sohn Mannus als Ursprung und Gründer des Volkes …

Auch Hercules sei bei ihnen gewesen, berichten sie und besingen ihn als ersten aller Helden, wenn sie in den Kampf ziehen … Gesucht wird vornehmlich ein rauer Ton und ein dumpfes Dröhnen, wobei sie die Schilde vor den Mund halten, damit voller und tiefer durch den Widerhall die Stimme anschwelle …

Selber trete ich der Meinung derjenigen bei, die urteilen, dass die Völker Germaniens, durch keine Zwischenheiraten mit anderen Völkern verdorben, ein eigentümliches, unvermischtes und nur sich selber ähnliches Volk sind. Daher auch ist die Form des Körpers – und dies doch bei einer so großen Zahl von Menschen! – allen dieselbe: wilde blaue Augen, rötliches Haar, große, allerdings nur zum Angriff tüchtige Leiber: gegen Strapazen und Arbeit haben sie nicht die gleiche Härte. Gar nicht sind sie Durst und Hitze zu ertragen gewöhnt, Kälte und Hunger infolge des Klimas und Bodens…

Dass von den Völkern der Germanen keine Städte bewohnt werden, ist zur Genüge bekannt, auch dass sie nicht untereinander verbundene Wohnsitze ertragen. Sie wohnen getrennt und in verschiedenen Richtungen auseinander, wie ein Quell, wie ein Feld, wie ein

Wäldchen Gefallen erregte. Dörfer bauen sie nicht nach unserer Art mit verbundenen und zusammenhängenden Gebäuden: jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum, ein Schutz gegen Unglücksfälle durch Feuer oder auch aus Unkenntnis im Bauen. Auch Zement oder Ziegel sind bei ihnen nicht im Gebrauch: Holz verwenden sie zu allem, ungestaltetes und ohne Schönheit oder Ergötzen …

In jedem Hause wachsen sie nackt und schmutzig zu diesen Gliedern, zu diesen Körpern auf, die wir bewundern. Die eigene Mutter nährt jeden an ihrer Brust, und sie werden nicht Mägden oder Ammen übergeben. Herrn und Knecht kann man durch keine Feinheiten in der Erziehung auseinanderkennen: unter demselben Vieh, auf demselben Boden leben sie, bis das Alter die Freigeborenen trennt, die Tapferkeit sie bestätigt. Spät lernen die jungen Männer die Liebe kennen, und darum ist ihre Manneskraft unerschöpft. Auch mit den Jungfrauen hat man es nicht eilig; dieselbe reife Jugend weisen sie auf, einen ähnlichen hohen Wuchs: einander gewachsen und kraftvoll gehen sie den Bunde ein, und die Kräfte der Eltern erben die Kinder.

Übersetzt von Karl Büchner (1955)

TEIL IV
WEGE ZUR NATION

Drei Dutzend Könige

Die Westgoten, als wilde Krieger gefürchtet, waren schließlich sogar in Rom geachtet. Mit Reichsgründungen in Südfrankreich und Spanien wurden sie sesshaft.

Von Hans-Jürgen Schlamp

»Gottes Wille und der Ratschluss der Natur haben sich vereinigt, um seine Person mit der Gabe des vollkommenen Glücks auszustatten. Er ist kein Riese von Gestalt, aber doch größer und stattlicher gewachsen als der Durchschnitt, sein Lockenhaar (reicht) von der glatten Stirn zurück bis zum Hinterkopf, die Nase ist edel gekrümmt, die unterhalb der Nase sprossenden Haare werden täglich abgeschnitten, der Bart wird ständig vom Barbier geschoren.«

So vorteilhaft porträtierte der junge römische Adlige Gaius Sollius Modestus Sidonius Apollinaris den Gotenkönig Theoderich II., den er vermutlich im Jahre 455 kennengelernt hatte. In einem Brief an seinen römischen Freund und Schwager Agricola pries er begeistert Theoderichs Fähigkeiten.

Der in Toulouse residierende Monarch arbeite aus »Sorge um die Verwaltung des Reichs« bis spät in den Abend. Er beherrsche nicht nur die Jagd wie kaum ein zweiter, sondern auch das stilvolle Leben: Bei Tisch ärgere man sich nicht über »einen glanzlosen Haufen von verfärbtem altem Silber, das der keuchende Diener auf sich biegenden Tischen auftürmt« – so stellte man sich in Rom offenbar das barbarische Gotenleben vor –, sondern alles beeindrucke mit »blitzender Sauberkeit«. Man erlebe »griechische Eleganz, gallische Überfülle, italische Spritzigkeit, öffentlichen Prunk, die Sorgfalt eines privaten Hauses und königliches Maßhalten«.

Nie zuvor war ein Germanenherrscher so von einem Römer bejubelt worden. Wie auch? Seit sich das Nord-Volk auf den Weg nach Süden gemacht hatte und im 3. Jahrhundert erstmals an den Grenzen des Imperiums aufgetaucht war, bestanden die römisch-gotischen Beziehungen aus einer trüben Serie von Krieg und Verrat. Mordend und plündernd zogen die Goten immer wieder kreuz und

quer durch das Römische Reich, verheerend wie Pest, Cholera und Heuschrecken zusammen. Als wilde Krieger wurden sie gefürchtet, als kulturlose Barbaren verspottet – aber nun, gut zwei Jahrhunderte später, sind sie geachtet. Sogar in Rom.

Die Beschreibung des Gotenkönigs in Sidonius’ Brief ist sicherlich überzogen. Huldigungslob war damals nicht nur Sitte, Sidonius hätte sich auch gar kein kritisches Wort erlauben dürfen. Denn der Vater des Empfängers war der weströmische Kaiser Avitus. Der hatte einst in Toulouse ebendiesem Theoderich die Dichtkunst Vergils und die Feinheiten des römischen Rechts nahegebracht. Seitdem waren der gotische Schüler und sein römischer Lehrmeister befreundet; Theoderich hatte kräftig mitgeholfen, dass Avitus auf den Cäsarenthron kam. Und doch zeigt der Brief über alle Stilistik hinaus, wie dramatisch sich Europa verändert hatte.

Mit den Reichsgründungen im südwestfranzösischen Toulouse (lateinisch Tolosa, daher »Tolosanisches Reich«; 418 bis 507) und danach im spanischen Toledo (»Toledanisches Reich«; 526 bis 711) war ein neuer Machtfaktor entstanden; aus einem Verband räuberischer Krieger war ein originärer westgotischer Staat entstanden. Dabei hatten die Westgoten keine Heimat mehr, die ein Wir-Gefühl hätte stützen können. Wo immer sie sich niederließen, stellten sie zwar die herrschende Kaste, aber als winzige Minderheit, oft unter fünf Prozent der Bevölkerung. Und doch zeichneten sich jetzt, erstmals »in einem der Nachfolgestaaten des westlichen Imperiums Ansätze für die Bildung einer Nation« ab, schreibt der Bonner Historiker Gerd Kampers. Er spricht von »ebenso charakteristischen wie schicksalsträchtigen Phänomenen für den weiteren Verlauf der europäischen Geschichte«.



Ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl verband die Goten und die Alt-Bürger des südwestfranzösischen wie des späteren iberischen Königreiches – von Historikern »Romanen« oder »Provinzialrömer« genannt. Franzosen und Spanier gab es ja noch nicht; die Mehrheit der heimischen Bevölkerung lebte zuvor unter römischer Provinzialverwaltung. »In diesem mehr als zwei Jahrhunderte währenden Transformationsprozess entwickelte sich eine neue, poströmische Staats-und Gesellschaftsordnung«, schreibt Kampers, »zu der Goten und Römer, die in den Quellen seit Mitte des 7. Jahrhunderts als einheitliches Staatsvolk des Regnum Gotorum erscheinen, ihren Beitrag leisteten.«

Unter gotischer Herrschaft konnten die Romanen Spitzenposten in der staatlichen Verwaltung übernehmen. Anders als die Goten brauchten sie keinen Militärdienst zu leisten, durften aber freiwillig im Heer dienen und konnten dort höchste Ränge besetzen. Sie mussten Steuern zahlen, aber weniger als zu römischer Zeit. Nach und nach wurden sie auch rechtlich gleichgestellt. Das bis dahin an die Volkszugehörigkeit gebundene ethnische Recht wurde überlagert vom Territorialprinzip – ein weiterer Schritt hin zum »modernen« Staat.

Freilich fehlten auch die typischen negativen Begleiterscheinungen nicht: Das eigene Volkstum und das »Vaterland« wurden verherrlicht, »die anderen« – ob Gallier, Franken oder Oströmer – zu Menschen zweiter Klasse erklärt. Auch innerhalb der Gemeinschaft wuchsen neue Grenzen: Der einstige Verband freier

Krieger entwickelte sich zur geschichteten Gesellschaft mit Adligen und Sklaven, Reichen und Armen. Der Wert eines jeden wurde neu bemessen. Wer etwa einen Adligen tötete, musste zusätzlich zur Strafe 500 Solidi zahlen – für den erschlagenen Feld-oder Haussklaven betrug die Geldbuße nur 20 Solidi.

Mit dem Einzug all dieser Neuerungen ging viel ehedem »Gotisches« verloren: Die traditionelle Pelzkleidung, die berühmt-berüchtigten Ess-und Saufgelage, selbst die gotische Sprache verschwanden von der Mitte des 6. Jahrhunderts an, ohne viele Spuren zu hinterlassen. Dabei hatte der Mönch Wulfila erst Mitte des 4. Jahrhunderts eine gotische Schrift erfunden, ein Gemisch aus Griechisch, Latein und germanischen Runen (»atta unsar þu in himinam«, beginnt bei ihm zum Beispiel das Vaterunser) und damit die ersten Bibeltexte in eine germanische Sprache übertragen. Vorbei, vergessen. Der Gote lernte nun lieber die Weltsprache Latein.

Als trennendes, hinderliches Relikt im Prozess der Nationenbildung erwies sich lange Zeit die Religion. Zwar waren die Goten seit Ende des 4. Jahrhunderts Christen – aber nach arianischem Bekenntnis. So wollten sie nicht an die Dreieinigkeit von Gottvater, Sohn und Heiligem Geist glauben und galten damit für die römischen Katholiken als Irrgläubige, ja Ketzer. Erfolglos bemühte sich die gotisch-arianische Oberschicht, ihr überwiegend römisch-katholisches Volk zu bekehren. Den letzten Versuch unternahm König Leovigild (»Löwenherz«), der von 568 bis 586 regierte. Sein Sohn und Nachfolger Rekkared (586 bis 601) machte es anders und besser: Er wurde selbst katholisch und erklärte nun diesen Glauben zur Staatsreligion.

Die römische Kirche war froh, dass der König »durch die Bekehrung der Westgoten zum rechten Glauben eine Herde geschaffen und einen Hirten eingesetzt habe« (Kampers) und sprach ihm damit auch das Oberkommando über das Seelenheil seines Volkes zu. Er sei, so bekundete das 3. Konzil von Toledo, »von göttlichem Geist erfüllt«. Die Bischöfe legitimierten die Königsherrschaft als gottgegeben und bedienten sich ihrerseits auf weltlichem Gebiet. Beste Bedingungen für den Adel, der kirchliche wie weltliche Führung stellte. »Staat, Kirche und Gesellschaft«, schrieb der Historiker Heinrich Dannenbauer, wurden »vom Adel beherrscht«; so habe »eine Anzahl großer Familien, ausgezeichnet durch vornehme Geburt und weit ausgedehnten Besitz, untereinander vielfach versippt, über Land und Leute« geboten.

Während der Adel dabei immer reicher wurde – er setzte die Abgaben und Dienstleistungen seiner Pächter nach Belieben fest und vertrieb sie vom Land, wenn sie nicht zahlen konnten –, wurde die traditionelle Schicht der »Freien« immer ärmer. Formal konnten sie, einst Stütze der gotischen Heere und Kern des Germanen-Nimbus, noch einen herausgehobenen Status beanspruchen. Tatsächlich aber lebten sie als kleine Landbesitzer oder Tagelöhner mehr schlecht als recht. Eine Krankheit, eine Missernte konnte ihre wirtschaftliche Existenz vernichten. Wenn die Schulden überhandnahmen, verkauften manche ihre Kinder oder gar sich selbst als Sklaven an die Adelshäuser.

Überhaupt dürften Sklaven die Mehrheit der Bevölkerung gebildet haben. Sie konnten verkauft, getauscht oder verschenkt werden, auch gezüchtigt. Nur das Töten oder Verstümmeln war – bei mäßiger Strafe – verboten. Sie arbeiteten als Koch oder Goldschmied bei Hofe, als Schreiber oder Töpfer in der Stadt. Sie konnten wichtige Ämter ausüben, einen adligen Haushalt oder staatliche Güter verwalten. Sie durften sich eigene Sklaven kaufen; einzelne sollen ziemlich reich geworden sein.

Die neue Westgoten-Nation war also auf gutem Weg, einen bedeutenden Teil der für damalige Begriffe zivilisierten Welt darzustellen. König Leovigild ließ Münzen prägen, auf denen er und nicht mehr der römische Kaiser prunkte. Leovigild selbst trug Krone und Purpur und gründete, kaisergleich, neue Städte.

Nur noch selten erinnerten sich diese gesitteten Westgoten an die gar nicht so feinen Anfänge. An das Jahr 376 etwa, als ihre Ahnen die Donau überquert hatten. Wilde Gesellen, stets auf der Suche nach Beute und Siedlungsmöglichkeit, meist gewalttätig. Von Dämonen getrieben, so glaubten ihre Nachbarn, taten sie die abscheulichsten Dinge; selbst »die Weiber« kämpften mit.

»Es war einmal ein kleines Volk, das nannte sich Goten, das heißt Männer«, lässt Herwig Wolfram, Emeritus für mittelalterliche Geschichte in Wien, seine »Gotensaga« beginnen. »Der Anfang seiner Geschichte liegt in der Zeit, als die Römer ins freie Germanien eindrangen. Damals befanden sich die gotischen Sitze an der Ostseeküste von Pommern bis zur ostpreußischen Passarge.« Dass diese Ur-Goten – oder Gutonen, wie sie in antiken Quellen genannt wurden – ursprünglich in Skandinavien lebten, ist möglich, aber nicht belegt. Sicher weiß man nur: Die »Männer« samt ihren Familien waren rastlose Leute und lagen

meist im Krieg mit ihren Nachbarn. Wer sich ihnen aber anschloss, berichtet der karolingerzeitliche Gelehrte Paulus Diaconus in seiner »Historia Langobardorum«, der »musste weder Gote noch Freier sein, wenn er bloß ein guter Kämpfer war und ein bestimmtes Maß an Disziplin beachtete«. So wuchsen die Kampfhorden an. Nach vier, fünf Generationen war das Gotenvolk schon ein furchterregender Heerhaufen; es plünderte nun auf dem Balkan wie dem griechischen Peloponnes – bis es dem römischen Imperium reichte. Kaiser Claudius II. zog 269 mit starken Truppen gegen die Goten, schlug sie bei Nis im heutigen Serbien und an weiteren Orten so vernichtend, dass er den Ehrennamen »Gothicus« erhielt. Die Unterlegenen brauchten ein Jahrhundert, um sich zu regenerieren.

Sie verteilten sich dabei auf verschiedene Gebiete: Die einen wanderten ostwärts, tiefer ins südliche Russland, die anderen siedelten westlicher, dort wo die Donau ins Schwarze Meer mündet. So handelten sie sich auch ihre heutigen Namen ein: Ost-und Westgoten. Vermutlich war dafür bloß eine falsche Übersetzung des Geschichtsschreibers Cassiodor verantwortlich. Die einen nannten sich nämlich »Ostro«, was »glänzend« meinte. Die anderen präsentierten sich als »Vese« oder »Visi«, also »edel« oder »gut«. Doch Cassiodor, vielleicht vom Wortklang geleitet, sortierte die Goten nach Ost und West. Viele heutige Historiker lehnen diese Bezeichnungen ab und sprechen etwa lieber von Visi-Goten. Aber im allgemeinen Sprachgebrauch sind die »Edelmänner« nun einmal »Westgoten« geworden und geblieben.

Historisch aktenkundig wurden sie zunächst, als sie selbst von den Hunnen bekriegt und besiegt wurden und deshalb ihrerseits immer wieder in römische Gebiete einfielen, um zu überleben. Ende des 4. Jahrhunderts brachen die Westgoten unter ihrem Heerführer Alarich endgültig auf und begannen eine lange, gefahrvolle Wanderung. Erst zogen sie gegen Konstantinopel, die Metropole des oströmischen Reiches. Nach grimmigem Zusammenprall wichen die Goten aufs griechische Festland aus. Anschließend kam Italien an die Reihe, erst Venetien, dann Mailand. Dazwischen lagen viele Schlachten, gewonnene wie verlorene, Friedensverträge mit den Römern und neue Gemetzel. Alles ohne Plan, wie es scheint. Es ging immer nur ums Überleben, im Kampf wie auch danach, wenn die Nahrungsmittel knapp und teuer wurden.

408 belagerten Alarichs Horden erstmals Rom, drehten gegen Tribut bei – mit

vielen tausend Pfund an Gold und Silber, seidenen Gewändern, purpurnen Fellen. Im Jahr darauf plünderten sie die römischen Getreidevorräte im Hafen von Ostia. Dann, am 24. August 410, nahm Alarich Rom ein. »Der Welt strahlendstes Licht ist ausgelöscht«, schrieb der Kirchenlehrer Hieronymus. Mit Rom sei »der gesamte Erdkreis zugrunde gegangen.«

Drei Tage lang wurde die Ewige Stadt gründlich geplündert; nur die Kirchen blieben verschont. Tausende wurden erschlagen, viele kamen in Gefangenschaft, darunter Galla Placidia, die Schwester des Kaisers Honorius. Für sie war es der Beginn einer einzigartigen Geschichte von politischem Erfolg und persönlichem Leid (siehe Kasten).

GALLA PLACIDIA – DIE KÖNIGIN DES SÜDENS

Vielleicht war es ja eine Frau, Galla Placidia, die Schwester des römischen Kaisers Honorius, die der westgotischen Männergesellschaft ein ganz neues Leitmotiv vermittelte: das römische Imperium zu erneuern, statt es zu zerstören. Bei ihrer Hochzeit mit dem Gotenkönig Athaulf jedenfalls verkündete dieser das neue Ziel. Lange habe er die »Romania« durch die »Gothia« ersetzen wollen. Die Gespräche mit Galla Placidia hätten ihn eines Besseren belehrt.

Dabei war der Beginn dieser gallisch-römischen Beziehung denkbar schlecht. Galla Placidia gehörte nämlich zur Beute des Gotenkönigs Alarich, als der im Jahre 410 Rom plünderte. Als Alarich bald darauf starb, übernahm sein Schwager Athaulf das Goten-Kommando und damit auch die Geisel Galla. 414 heiratete »die Königin des Südens den König des Nordens«, wie Zeitgenossen jubelten. Athaulf trug demonstrativ römische Generalsuniform und überhäufte seine Gattin mit Geschenken aus der römischen Beute. Bald wurde ein Sohn geboren und Theodosius genannt, nach dem römischen Kaiser mit dem Ehrentitel »Freund der Goten«. Doch das Glück währte nicht lange.

Noch im Wochenbett starb das Kind, wenig später wurde Athaulf ermordet. Galla Placidia musste zurück nach Rom und dort den Heerführer Constantius ehelichen. Den konnte sie zwar nicht leiden, aber ihr kaiserlicher Bruder hatte sie ihm schon vor Jahren versprochen. Sie bekam zwei Kinder. Der Sohn, Valentinian III., wurde mit sechs Jahren Kaiser; seine Mutter regierte für ihn fortan das weströmische Reich. Doch ihre zweite Karriere brachte wenig Freude, viel Ärger – mit Vandalen, Hunnen und dem intriganten römischen Hofstaat. 450 starb sie und wurde in Rom beigesetzt – nicht im sogenannten Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna, das sie vermutlich selbst bauen ließ und das dank seiner herrlichen Mosaiken seit 1996 zum Unesco-Welterbe gehört.



Gotenherrscher Alarich
(Phantasieporträt von José Leonardo, um 1635)

ULLSTEIN BILD

Von Rom aus wandten sich die Westgoten weiter gen Süden, wollten nach Nordafrika oder zumindest Sizilien, zu den Kornkammern des Imperiums. Beides scheiterte am Sturm, am Mangel an Schiffen und nautischer Erfahrung. Also ging der Weg zurück nach Norden, entlang der Mittelmeerküste Richtung Gallien. Als Alarich starb, wurde er im Bett des Flusses Busento begraben, den man dafür eigens umleitete – so jedenfalls behauptete es der Geschichtsschreiber Jordanes hundert Jahre später. Die Sache ist sehr zweifelhaft, aber einprägsam. Noch 1828 dichtete August von Platen rollende Langverse über »die Schatten tapfrer Gothen«, die am Busento »ihres Volkes besten Todten« beweinen.

Die überlebenden Goten marschierten weiter, kämpften weiter. Sie schlugen sich mit Römern, Franken, Galliern, aber lustvoll auch miteinander: der Adel gegen den jeweiligen König und umgekehrt. Viele Herrscher wurden ermordet, oft auch deren Kinder. Attentate, Aufstände, Königsmorde waren so häufig, dass ein Fortsetzer des fränkischen Geschichtsschreibers Fredegar daraus den »morbus gothicus« herleitete, die »gotische Krankheit«.

Und doch brachten sie es erstaunlich weit: Nach dem Verschleiß von drei Dutzend Königen waren die Westgoten in ihren poströmischen Reichen von Toulouse und Toledo angekommen, zum Höhepunkt und Abschluss ihrer Geschichte. Denn 710 kamen die Mauren über die Meerenge von Gibraltar gesegelt; wenige Jahre später war von den Gotenreichen nicht mehr viel übrig. Ein paar Schmuckstücke, einige Kirchen – freilich keine Gotik. Diese viel später so betitelte Epoche spitzbogiger Eleganz begann erst Mitte des 12. Jahrhunderts, als es längst keine Goten mehr gab.

Abenteuer Afrika

Nur ein Germanenstamm hat in der Spätantike ein souveränes Reich geschaffen: die Vandalen. Entscheidend dafür waren List und Weitblick ihres Anführers Geiserich.

Von Manfred Ertel

Karthago war eine blühende Hafenstadt und Wirtschaftsmetropole. Prunkvolle Häuser und Villen säumten in den ersten Jahrhunderten nach Christus die quadratisch wie auf einem Schachbrett angeordneten Straßen. Handel und Wirtschaft boomten, die Lebensqualität war hoch. Selbständig war das See-und Handelszentrum an der nördlichsten Spitze Afrikas zwar längst nicht mehr. Aber den bis zu 300000 Einwohnern Karthagos ging es prächtig zwischen römischem Theater, protzigem Forum auf dem zentralen Byrsa-Hügel, Badehaus und Thermen direkt am Meer sowie einer neunschiffigen frühchristlichen Basilika. Die Küstenstadt, rund zehn Kilometer vom heutigen Tunis entfernt, war in der Spätantike neben Rom die bedeutendste Großansiedlung des Weströmischen Reiches. Bis die Barbaren kamen.

Es war das Jahr 439, als der Vandalenkönig Geiserich überraschend Karthago besetzte. Wie die feindliche Übernahme der mit massiven Steinmauern gesicherten Metropole gelingen konnte, ist nicht exakt überliefert. Es scheint vor allem List geholfen zu haben, glauben Historiker – die List des Geiserich.

Er und seine vandalischen Stammesgenossen waren wohl im Windschatten eines Stillhalteabkommens mit Rom erst friedlich in die Stadt eingesickert; dann unterwarfen sie sie, notfalls auch mit Gewalt. Ein päpstlicher Schreiber hat damals lediglich festgehalten, dass Geiserich, »von dessen Freundschaft man nichts fürchtete, am 19. Oktober unter einer Friedenslist« die Stadt besetzt habe. Und der zeitgenössische Chronist Bischof Hydatius notierte: »Nachdem er mit großem Betrug Karthago am 19. Oktober überlistet hat, nimmt König Geiserich ganz Africa in Besitz.«

Die Einnahme der prachtvollen Großstadt ist symptomatisch für Geiserichs

strategisches Geschick. Die Besetzung der römischen Provinz Africa mit dem heutigen Tunesien im Zentrum dagegen belegt eher seine Brutalität. Beide Eigenschaften zusammen legten den Grundstein für einen bemerkenswerten Erfolg: Geiserich, der Vandale, ist der erste und einzige Barbar, der so etwas wie ein autonomes Staatsgebilde schuf – ein veritables germanisches Königreich, das Roms Kaiser Valentinian III. anerkannte und das, immerhin, hundert Jahre Bestand hatte.

Aus den wandernden Barbarenstämmen war »eine Art Staatsvolk geworden«, kommentiert der Althistoriker Helmut Castritius. Geiserich habe ein, »wenn man so will, anerkanntes Staatsgebilde« geschaffen, zu dem auch die einheimische Bevölkerung gehörte. Historisch ist wenig überliefert über den Vandalenführer, der, falls notwendig, ähnlich machtbewusst und grausam agiert haben muss wie Dschingis Khan oder Attila der Hunnenkönig. Der nichteheliche Sohn des Stammesfürsten Godigisel wurde vermutlich 389 geboren; in den spärlichen Überlieferungen wird er als kriegerisch und weise zugleich beschrieben, zudem als Organisationstalent. Ohne Frage war er machtbewusst, skrupellos und visionär. Nach dem gewaltsamen Tod seines Bruders Guntherich ließ er dessen Söhne ermorden, um seine Stellung als König der Vandalen zu festigen.

Richtig aufmerksam wird die Geschichtsschreibung der Spätantike auf Geiserich erst, als er, zusammen mit rund 15000 Kriegern und deren Familien, im Jahr 429 von Gibraltar nach Nordafrika übersetzt. Es muss eine organisatorische Meisterleistung gewesen sein, bis zu 80000 Menschen, deren Habseligkeiten und Vieh sowie Tausende Pferde seiner Reitertruppen auf Transportschiffe zu verladen und über die Meerenge auszuschiffen. Bis dahin waren die Vandalenstämme, aus Schlesien und Osteuropa kommend, mächtigeren Barbarenvölkern ausgewichen, den Hunnen oder auch anderen Germanenstämmen. Ende 406 waren sie über den Rhein ins Römische Reich eingedrungen, dann weiter durch Gallien gezogen. Schon drei Jahre später waren sie auf der Iberischen Halbinsel.

Zu seinem Afrika-Abenteuer animierte Geiserich bestimmt auch die Aussicht auf mehr Sicherheit vor seinen westgotischen Feinden, die mit den Römern verbündet waren, aber nicht nur das. Die meisten Germanen waren keine Seefahrer und zu Wasser gänzlich ungeübt. Geiserich war lange vor allem wegen seiner verwegenen Reiterhorden gefürchtet. Dann allerdings konnte er in

Hispanien mehrere Häfen einnehmen. Er beschlagnahmte dort liegende Flotten, und viele römische Seeleute liefen zu ihm über. Schon seine ersten Törns führten ihn zu Beutezügen bis an die afrikanische Küste der römischen Provinz Mauretanien, des heutigen Marokko.

Mehr noch als eigene Sicherheit dürften Geiserich im Süden die fruchtbaren Regionen Nordafrikas gelockt haben, die als Kornkammer des Römischen Reiches galten. Auf der Iberischen Halbinsel waren die Böden karg und die Versorgung der Vandalen kärglich. Deshalb verschiffte der Stammesfürst sein Volk sowie Teile der ihm angeschlossenen Alanen und machte sich in Nordafrika breit.

Skrupellos ging Geiserich gegen die einheimische Bevölkerung vor. Capreolus, Bischof von Karthago, beschreibt 431 »ein elendes Bild der Verwüstung«. Er klagt über eine »Menge von Feinden«, die »die Einwohner teils ausgerottet, teils in die Flucht getrieben« hätten. Römische Großgrundbesitzer und Stadträte mussten »zwischen Knechtschaft und Verbannung wählen«, schreibt Castritius. Geiserich machte Karthago zum Zentrum und zur Hauptstadt seines Vandalenreiches – eine kluge machtpolitische Entscheidung. Denn der Hafen lag strategisch günstig zur Kontrolle der See-und Handelswege bis hin zur Straße von Gibraltar und zu den großen Inseln im Mittelmeer.



Vandalischer Reiter in Karthago
(Fußbodenmosaik, um 500)

THE BRITISH MUSEUM

Dem Reiz, mit seinen zwar mutigen und geschickten, aber zahlenmäßig unterlegenen Kriegern große Landstriche Nordafrikas zu unterwerfen, widerstand der weitblickende Vandale. Er beschränkte sich im Kern auf das heutige Tunesien samt Teilen Algeriens im Westen und Libyens im Osten. Dafür eroberte er mit seiner Flotte in den Folgejahren zeitweise die Balearen, Korsika, Sizilien und Sardinien. Das war keine im eigentlichen Sinn strategisch angelegte Expansionspolitik. Geiserich besetzte Häfen, errichtete Stützpunkte und kassierte Tribute, ohne eine komplette Herrschaftsstruktur auf den Inseln zu errichten.

Lieber gab er sich daheim in der ehemals römischen Provinz Africa dem süßen Leben hin. Ganz im Gegensatz zur heutigen Deutung ihres Namens ließen sich

die Vandalen offenbar ein Leben in Saus und Braus gern gefallen, vor allem in Karthago und anderen großen Städten wie dem Hafen Hippo Regius im heutigen Ostalgerien. Sie lebten in luxuriösen Villen, kleideten sich in seidene Gewänder, fanden Gefallen am Theater ebenso wie an der Jagd und lernten Latein. Der zeitgenössische Chronist Prokop wunderte sich begreiflicherweise über diesen neuen Lebensstil, den »die senatorische Oberschicht im Römischen Reich«, so der Germanen-Experte Bruno Bleckmann, »über Jahrhunderte gepflegt hatte«.

Grund genug für die Herrscher des Weströmischen Reiches, sich in Sicherheit zu wiegen. Ein erstes Stillhalteabkommen mit Geiserich hatte dem Vandalen im Jahr 435 offiziell mehrere Gebiete in Nordafrika zur Ansiedlung überlassen; das angeschlagene Imperium duldete die Besetzung Karthagos, und 442 folgte ein echter Friedensvertrag. Roms Kaiser Valentinian III. versprach Geiserich sogar seine Tochter Eudocia zur Vermählung mit dessen Sohn Hunerich.

Pech nur, dass Geiserichs Vertragstreue einer eigenwilligen Rechtsauslegung unterlag. Als Valentinian im März 455 in Rom ermordet wurde, betrachtete Geiserich den Vertrag als erledigt. Mit einer riesigen Flotte, verstärkt durch maurische Kampftruppen, segelte er übers Meer zur Mündung des Tibers. Am 2. Juni 455 überfiel er Rom. Zwei Wochen lang wurde die gesellschaftliche und kirchliche Metropole des Imperiums geplündert; zum dritten Mal in ihrer bis dahin über tausendjährigen Geschichte musste sich die Ewige Stadt fremden Invasoren ergeben.

Die Vandalen griffen nach allem, was nicht niet-und nagelfest war. Sie sackten Kulturgüter, Statuen und Kirchenschmuck ein, sie plünderten Wohnhäuser und Paläste, sie stahlen Herrschaftssymbole und kostbare Beutestücke. Sie nahmen Senatoren und römische Honoratioren, aber auch einfache Handwerker als Geiseln und verschleppten sie in ihr Reich. Unter den Entführten war auch die Kaiserwitwe Eudoxia und deren Tochter Eudocia, die zwischenzeitlich Roms Übergangskaiser Petronius Maximus als Braut für seinen Sohn Palladius eingeplant hatte.

Es war diese zweiwöchige Diebestour, die während der Französischen Revolution rund 1300 Jahre später den bis heute international geläufigen Begriff »Vandalismus« prägte. Dabei stimmt das Bild nicht einmal richtig: Wahlloses Morden und Brandstiften, Exzesse und Gewaltorgien fanden kaum statt. Die Vandalen schändeten nicht in blinder Zerstörungswut Kunst-und Kulturgüter,

sondern plünderten gezielt und systematisch. Sie nahmen alles, was gut und wertvoll zu sein schien, beispielsweise auch den unter Titus im Jahr 70 erbeuteten Tempelschatz von Jerusalem. Zurückgekehrt in ihr Reich, gingen sie mit den Kunstschätzen zum Teil sogar sehr sorgsam um. Die jüdischen Reichtümer etwa wurden bei der Rückeroberung Karthagos wohlbehalten entdeckt.

Bis dahin sollte es aber noch eine Weile dauern. Im Jahr 468 gelang es Geiserich, Militäraktionen beider Römischer Reiche, Ost und West, gegen ihn erfolgreich zurückzuschlagen. Dabei vernichtete er fast die gesamte Flotte der oströmischen Gegner. Erst am 24. Januar 477 starb Geiserich – 37 Jahre, 3 Monate und 6 Tage nach der Besetzung Karthagos und der Gründung eines quasi »souveränen völkerrechtlich unabhängigen Barbarenstaates« (Castritius) auf römischem Boden. Auf ihn folgten sein Sohn Hunerich (477 bis 484), der sich ähnlich weitblickend und strategisch klug verhielt wie sein Vater, sowie mehrere Enkel. Doch das Vandalenreich konnten sie nicht nachhaltig sichern.

Im Jahr 533 eroberten oströmische Truppen unter ihrem Feldherrn Belisar Karthago zurück. Eine Ära war beendet: Hundert Jahre hatte es gedauert, bis das eigenständige Reich der Vandalen von der Karte der Geschichte verschwunden war.

Salomonischer Barbar

Theoderich der Große, der Ostgote auf Italiens Thron, herrschte vom Balkan bis Spanien. Nach seinem Tod aber ging sein Volk zugrunde.

Von Annette Bruhns

Zwei Wächter hielten den zum Gelage angereisten Fürsten an den Armen fest. Dann zückte der Gastgeber das Schwert. »Wo ist Gott?«, rief der überrumpelte Gast entsetzt aus. Im nächsten Moment spaltete ihn ein Hieb vom Kopf bis zur Hüfte. Befriedigt knurrte der Meuchelmörder: »Nicht einmal Knochen hat der Schuft im Leib!«

Mit dieser entsetzlichen Tat soll Gotenkönig Theoderich seinem Widersacher Odoaker die Regentschaft in Italien abgenommen haben. Die Einladung zum Gastmahl entpuppte sich als Falle, in die der Rivale ahnungslos getappt war. Hinterher rechtfertigte sich der Gote zwar, er habe eine Königsfamilie rächen wollen, der Odoaker übel zugesetzt hatte. Doch Theoderich wütete nicht minder: Auch Odoakers Gefolgsleute wurden umgebracht; Gattin Sinigulda ließ man verhungern.

Der Machtkampf zwischen Theoderich und Odoaker um Italien tobte damals schon fünf Jahre. Letzter Stand vor der grausigen Tat war ein Patt: Der Vertrag, den der Bischof von Ravenna zwischen den Parteien erst drei Wochen zuvor, am 25. Februar 493, verhandelt hatte, sah vor, dass sich beide Barbarenfürsten die Herrschaft teilen sollten. Eine Vorstellung, die dem Ostgoten nicht schmecken konnte – Theoderich brauchte Land und Sicherheit, um sein durch Kämpfe, Wanderschaft und Entbehrungen erschöpftes Volk zufriedenzustellen.

Theoderich der Große gilt als bedeutendster aller Goten. »Was bei anderen Herrschern die Krone bewirkt, hat meinem König die gottgeleitete Natur geschaffen«, lobte 14 Jahre später der Bischof von Pavia den hochgewachsenen Rex, der nach Art seines Volkes barhäuptig und mit wallendem Haar sein Amt ausübte. Der Kleriker säuselte weiter: »Die wohlgestalteten Hände teilen Untergang den Rebellen und erbetene Ehre den Unterworfenen aus.«

Theoderichs schöne Hände hatten viele Schlachten schlagen müssen, bevor sie in Odoaker das letzte Hindernis zu dauerhafter Macht beseitigten. Schon 471, als 20-Jähriger, hatte der Gotenprinz sich die Regentschaft durch einen Überfall gesichert. Mit 6000 Mann war er aus Pannonien (Westungarn) ins Gebiet der Sarmaten eingedrungen, wo er deren König Babai tötete, seine Familie und sein Vermögen raubte.



Germanenprotektor Theoderich
(Holzstich nach einer Zeichnung von Hermann Knackfuß, 1873)

AKG-IMAGES

Aufgewachsen war Theoderich als Geisel am oströmischen Hof in Konstantinopel. Der Achtjährige war das Pfand gewesen, gegen das Ostrom den Goten 300 Goldpfund als Siedler der Provinz Pannonien jährlich ausgezahlt

hatte. Für seine spätere Karriere war es ein Glücksfall: In den zehn Jahren bei Hofe hatte Theoderich eine profunde Ausbildung genossen. Er unterhalte sich gern über die Geheimnisse der Mathematik sowie Kunst und Musik, ließ er später einen gebildeten Römer wissen.

Trotz des erfolgreichen Beutezugs gegen die Sarmaten musste der junge König Pannonien aufgeben. Sein Volk hungerte. Die Suche nach einem sicheren Siedlungsraum führte zu einer langen Wanderschaft. Von Pannonien zog der Stamm 1200 Kilometer nach Makedonien, von dort wieder weit nach Westen. Zehn Jahre später waren die Goten an der Adria angelangt. Von Dyrrhachium (dem späteren Durazzo) aus setzte Theoderich den Römern mit Plünderzügen zu. Schließlich machte Kaiser Zeno den Goten zum Konsul; dem Neurömer zu Ehren wurde eine Reiterstatue Theoderichs in Konstantinopel aufgestellt. Als der rivalisierende Gotenfürst Rekitach sich bei Zeno beschwerte, erlaubte der seinem neuen Konsul kurzerhand, den Rivalen umzubringen. Rekitach erging es ähnlich wie dann neun Jahre später Odoaker – Theoderich erstach ihn beim Gastmahl.

»Man kann in diesem Ereignis die ›Geburtsstunde‹ des Stammes der Ostgoten sehen«, schreibt der Theoderich-Biograf Frank Ausbüttel. Denn unter dem Sieger vereinten sich beide Gotenvölker; Theoderichs Anhängerschaft verdoppelte sich. Der Stamm zählte nun gut 100000 Männer, Frauen und Kinder. Allerdings war dieser Stamm darum keineswegs besser beherrschbar. Im Gegenteil: Die Goten verwüsteten Thrakien, besiegten die Bulgaren und standen schließlich vor Konstantinopel. Theoderich ließ sogar die Wasserzufuhr zerstören. Zeno musste handeln. 488 machte der Kaiser dem Gotenfürsten ein unwiderstehliches Angebot: Er stellte ihm Italien in Aussicht.

Die italische Halbinsel war zwar kein Land mehr, wo Milch und Honig flossen. Nach einem Jahrhundert barbarischer Einfälle, oft abgeschnitten von der Getreidezufuhr aus Afrika, wo die Vandalen herrschten, lagen viele Provinzen verödet. Roms Einwohnerschaft hatte sich halbiert; die Städte Oberitaliens waren zu primitiven Wohnformen zurückgekehrt. Anstelle beheizter Luxusvillen weisen Grabungen für das 5. Jahrhundert wieder Holzhäuser mit gestampften Lehmböden nach. Verglichen mit dem Balkan muss Theoderich Italien dennoch wie das Paradies erschienen sein. Natürlich wusste er, dass dort ein anderer herrschte: Odoaker. Aber er ahnte auch, dass der Kaiser den Usurpator loswerden wollte.

Der 1500 Kilometer lange Marsch nach Oberitalien war Theoderichs gewagtester Feldzug. Es gab existentielle Engpässe bei der Versorgung. Mit letzter Kraft überwältigte das ausgemergelte Heer vor dem Winter 488 die Gepiden und eroberte einige Getreidedepots. Früh verschanzten sich Odoakers Truppen hinter der Brücke über den Isonzo. Doch Theoderich gelang es, an anderer Stelle heimlich den Grenzfluss zu überqueren, er griff Odoaker am 28. August 489 von hinten an. Das überrumpelte Heer zog sich weit nach Verona zurück. Ein Stellungskrieg hatte begonnen; drei Jahre lang belagerten die Goten den Regierungssitz Ravenna. Mit der Einnahme der Hafenstadt Rimini läuteten sie die letzte Phase ein, die Aushungerung. Abgeschnitten von aller Lebensmittelzufuhr, gab Odoaker nach und ließ sich auf den Friedensvertrag mit Theoderich ein. Der Gotenkönig schwor, kein Blut zu vergießen – und brach den Schwur nur drei Wochen später.

Während seines Feldzugs hatte Theoderich den Rang eines römischen Patricius innegehabt sowie die Königswürde der Amaler, seines Geschlechts. Um als König in Italien anerkannt zu werden, schickte er eine Gesandtschaft von Senatoren aus Rom nach Konstantinopel. Der Kaiser, Anastasius I., hielt den unbequemen Barbaren jedoch hin. Vier Jahre dauerte es, bis Konstantinopel das kaiserliche Ornat für die Krönung nach Ravenna schickte, Purpurgewand, Zepter, Diadem. Der Gote legte die Insignien indes nie öffentlich an: Theoderich wusste, dass ein Nichtrömer seine Macht besser nicht zur Schau stellte. Denn bei aller Brutalität war er ein exzellenter Diplomat. »Ihr seid der heilbringende Schutz der ganzen Welt«, schrieb er 508 huldigend dem fernen Kaiser, »zu dem mit Recht alle übrigen Herrscher aufblicken, … am meisten aber wir, die wir mit Gottes Hilfe in Eurem Staat gelernt haben, wie wir unparteiisch über die Römer herrschen können. Unsere Herrschaft ist nur eine Nachahmung der Euren.« Mit solchen Worten ging Theoderich dem Kaiser um den Bart und bekräftigte zugleich seine Eigenständigkeit. Auch das Lob für seine Erziehung bei Hofe war mit Bedacht gewählt: »Mit Gottes Hilfe« will er seine Regierungskenntnisse in Konstantinopel erworben haben – nicht mit der von Menschen.

Ebenso sensibel für Empfindlichkeiten regierte Theoderich seine höchst unterschiedlichen Untertanen. Berühmt ist sein Ausspruch: »Ein armseliger Römer ahmt einen Goten nach, ein tüchtiger Gote ahmt dagegen einen Römer nach.« Damit brachte er klar zum Ausdruck, dass er und sein Reitervolk in

Italien über kulturell weit überlegene Bewohner herrschten.

Theoderich und seine Ostgoten waren arianische Christen. Sie glaubten nicht an die Dreifaltigkeit wie die Römer, die Katholiken waren. Die meiste Zeit von Theoderichs 33-jähriger Ära als Rex in Italien befanden sich die Weströmer in komplizierten Religionsfehden untereinander und mit den Oströmern. Theoderich versuchte – nicht immer mit Erfolg –, sich aus den Zwistigkeiten herauszuhalten. Er galt als Musterbeispiel frühmittelalterlicher Toleranz. Auch die Juden genossen seinen Schutz, wenngleich er ihren Glauben für falsch hielt.

Seine tolerante Haltung entsprang kaum innerer Überzeugung. Der Ostgote war davon beseelt, die Tradition römischer Kaiserherrschaft fortzusetzen, eine Kontinuität, für die schon Odoaker gesorgt hatte. Schließlich waren beider Völker winzige Minderheiten auf der italischen Halbinsel. Die Goten machten gerade einmal zwei Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Theoderichs oberstes Staatsziel hieß Ruhe. Er proklamierte die Wahrung der Ordnung, der »civilitas«. Wie schon Westroms Kaiser teilte sich Theoderich die Regierung mit dem Senat, den er schmeichelnd Hort der Freiheit nannte. Daher gab es auch zwei Machtzentren: Ravenna und Rom.

Die führenden Beamten im »consistorium« (Hofrat) waren allesamt Römer. In Wahrheit hatten sie keine politische Bedeutung. Theoderich traute nur Männern aus seinem eigenen Gefolge. In Rechtsdingen und bei Personalentscheidungen berieten ihn gotische Anführer. An der Spitze der Provinzialverwaltung stand ein Prätorianerpräfekt, zuständig für die Gerichtsbarkeit und die Steuereinnahmen. Mit Liberius hatte Theoderich einen Glücksgriff getan: Dieser römische Verwaltungsbeamte, den er zunächst mit der Ansiedlung der Goten betraut hatte, schaffte es, die Steuereinnahmen erheblich zu steigern.

Die gotische Minderheit sah sich als Beschützer des Landes. Theoderich erweiterte die Verwaltung um eine ethnische Komponente, die »comites«: Oberhäupter von Gotengemeinden, im Krieg Befehlshaber, in Friedenszeiten Richter. Pflicht eines Comes war laut Ernennungsurkunde, dem römischen Nachbarn »in Liebe verbunden zu sein«. Im Konfliktfall hatte er zu schlichten, und »wenn vielleicht zwischen einem Goten und einem Römer irgendein Rechtsstreit aufkommt, unter Hinzuziehung eines kundigen Römers«. Nur bei innerrömischen Konflikten oblag die Gerichtsbarkeit den Römern allein. Oberster Richter des Landes war Theoderich selbst. Er genoss den Ruf eines

Salomon, wie der Verfasser der zeitgenössischen »Excerpta Valesiana« mit einem Urteil zu verdeutlichen suchte. Es ging um eine Witwe, die anlässlich ihrer bevorstehenden Neuverheiratung den lange verschollenen Sohn verleugnete. Der Sohn bekam davon Wind und wandte sich, besorgt um sein Erbe, an den König. Der lud Sohn und Witwe vor Gericht. Hartnäckig leugnete die Frau die Bekanntschaft mit dem jungen Mann – bis Theoderich ihr befahl, diesen zu heiraten.

Aus dem Nomaden wurde auf dem Thron ein ehrgeiziger Bauherr. »Ich sehe, wie den Aschenhaufen der Städte unverhoffter Glanz zuteilwurde und … überall die Dächer der Paläste schimmern«, überschüttete der Bischof von Pavia ihn mit Lob. »Rom, die Mutter aller Städte, wird wieder jung, weil man ihre vom Alter morschen Glieder zurückstutzt.« Tatsächlich steckte Theoderich einen Großteil seiner Einnahmen in die Renovierung verfallender Gebäude und in neue Prachtbauten. In Rom etwa ließ er das Senatsgebäude, das Kolosseum, das Pompeius-Theater und die Stadtmauer instand setzen. Ravenna bekam neue Kirchen, darunter die Palastkirche. Das war längst nicht alles: In Verona, Pavia, Monza, Galatea legte er Paläste an; vielerorts ließ er die Stadtmauern erneuern. Theoderichs eigentümlichster Bau war für die Ewigkeit gedacht: sein Grabmal in Ravenna. Den 16 Meter hohen und 14 Meter breiten Rundbau ließ er zu seinen Lebzeiten errichten. Der Monolith, der die gewölbte Decke bildet, wiegt 230 Tonnen; es brauchte 700 Mann, um ihn nach oben zu hebeln.

Doch eine römische Verwaltung, Baukultur, Gesetzgebung – dies alles hatten auch andere barbarische Fürsten Roms. Was bei Theoderich für den Namenszusatz »der Große« sorgte, war sein außenpolitischer Erfolg. »Sucht man nach etwas Originellem in Theoderichs Herrschaft, so ist vor allem sein Bündnissystem zu nennen«, urteilt Althistoriker Ausbüttel. »Dass dieses System schließlich am Expansionsdrang Chlodwigs und seiner Nachfolger scheiterte, nimmt ihm nichts von seiner ideellen Kraft.«

Früh hatte der Ostgote begonnen, verwandtschaftliche Bande zu anderen Königshäusern zu knüpfen. Seine Tochter Theodegotho hatte den Westgotenkönig Alarich II. geheiratet. Dadurch standen Amaler und Balthen, die führenden gotischen Adelsfamilien, in Waffenbrüderschaft. Tochter Ostrogotho ehelichte den burgundischen Thronfolger Sigismund. Höhepunkt der Heiratspolitik war im Jahr 500 die Hochzeit zwischen dem Vandalenkönig

Thrasamund und Theoderichs Schwester Amalafrida. Damit hatte Theoderich die bedeutendsten germanischen Könige erstmals in der europäischen Geschichte zu einer »Familie« vereint. Wie sehr der Ostgote an die Macht des Adels glaubte, zeigt ein Brief an Frankenkönig Chlodwig, in dem er schreibt: »Die Herrscher verbinden sich durch Verwandtschaft, auf dass getrennte Völker sich eines gleichen Willens rühmen sollen.«

Als Oberhaupt dieser royalen Sippe sah Theoderich sich selbst. In langen Briefen bekniete er seine Mitregenten, Frieden zu halten. So riet er Chlodwig, dass es diesem Triumph genug sein sollte, »den äußerst wilden Alamannen« zu Tode erschreckt zu haben. Weiter solle der Franke es nicht treiben: »Nimm in solchen Fällen den Rat eines erfahrenen Mannes an: Jene Kriege gingen für mich gut aus, die maßvoll beendet worden sind.« Chlodwig schlug die Mahnung in den Wind; seine militärisch überlegenen Franken drangen 507 ungehindert ins westgotische Reich ein. Bei der Entscheidungsschlacht südlich von Poitiers wurde die westgotische Armee vernichtend geschlagen; König Alarich II. fiel im Kampf. Daraufhin wechselten auch die Burgunder ins antigotische Lager und drangen über die Pyrenäen bis nach Barcelona vor. Theoderich war blamiert.

Dass er mit dem Scheitern seiner Bündnispolitik nicht gerechnet hatte, zeigt, wie lange er brauchte, um ein Heer zum Gegenschlag zu rüsten. Erst ein gutes Jahr später, am 24. Juni 508, rückte sein Befehlshaber Ibba gen Gallien aus. Dabei traf Theoderich Vorsorge, dass die Bevölkerung, durch deren Gebiet seine Soldaten zogen, nicht geschädigt wurde. Seine Armee war gut mit Proviant versorgt; den betroffenen Provinzen wurden Steuern erlassen. Drei Jahre später hatte Ibba gesiegt. Die Burgunder in Iberien und an der Mittelmeerküste Septimaniens waren geschlagen. Gesalech, der uneheliche Sohn Alarichs II., der dessen verwaisten Thron usurpiert hatte, war nach Afrika zu den Vandalen geflohen. Weil der rechtmäßige Thronfolger noch minderjährig war, übernahm Theoderich dessen Vormundschaft. Damit war er jetzt auch König des westgotischen Reichs.

Vom Balkan bis Spanien dehnte sich nun das gotische Imperium aus. Militärische Macht und nicht mehr sanfte Liebesdiplomatie sicherte die neuen Außengrenzen. Mit seiner starken Stellung erstickte Theoderich bis zu seinem Tod jegliche Expansionsgelüste der Franken. Und auch Ostrom hielt still – denn natürlich hatte der Kaiser zuvor unter der Hand die Gegner Theoderichs

unterstützt.

Am Ende seiner langen Herrschaft kam der Name des großen Goten unverdient in Verruf. Zwei berühmte Römer wurden hingerichtet: der Philosoph und hochgeachtete Minister Boethius sowie sein Schwiegervater, der Senator Symmachus. Auslöser war eine Spionageaffäre: Ein Patrizier namens Albinus war des Hochverrats überführt und verurteilt worden. Er hatte mit Kaiser Justin gegen Theoderich konspiriert. Boethius schlug sich lauthals auf die Seite des Verurteilten. Daraufhin klagte der römische Staatsanwalt den Minister selbst an. Das »Fünfmännergericht«, das Standesgericht der Senatoren, verurteilte den prominenten Intellektuellen zum Tode; 524 wurde Boethius mit dem Beil hingerichtet. Auch Symmachus, der sich für ihn eingesetzt hatte, kam nicht lebend davon. Obwohl sich Theoderich die ganze Zeit aus diesem innerrömischen Rechtsstreit herausgehalten hatte, wurde er zum Sündenbock der Tragödie. Seine Gegner sahen ihn jetzt wieder als ungläubigen Barbaren. Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt, dass Theoderich Analphabet sei und eine goldene Schablone benutze, um das Wort »legi« (ich habe gelesen) nachzuzeichnen.

Und dennoch war Zeitgenossen, als Theoderich am 30. August 526 verschied, sein Rang bewusst. »Dem Namen nach«, schrieb der griechische Autor Prokop, sei Theoderich ein Usurpator gewesen, »in Wirklichkeit jedoch ein echter Kaiser und stand keinem seiner berühmten Vorgänger irgendwie nach«. Was danach kam, der lange Abstiegskampf der Ostgoten, ist oft genug beschrieben worden, am ergreifend-kitschigsten wohl in Felix Dahns Bestseller »Ein Kampf um Rom« (1876), der 1968 mit Orson Welles verfilmt wurde. Die Nachwelt stilisierte den Niedergang der Ostgoten zu einem Kulturkampf zwischen dekadenten Römern und edlen Germanen.

Die Wirklichkeit war komplexer. Mit Theoderichs Tod verwaiste der Thron. Sein Enkel war viel zu jung und starb früh. Und seine Tochter Amalasuntha, eine Frau von »durchaus männlicher Denkweise« (Prokop), kam wegen ihres Geschlechts nicht als Oberhaupt in Frage. Die gotischen Granden intrigierten gegen die Frau auf dem Thron; 535 wurde Amalasuntha heimtückisch erwürgt. Nach einem kurzen Zwischenspiel des letzten Amalers, des Lebemanns Theodahad, wechselten sich Militärs an der Spitze des Gotenstaates ab. Es galt, die Gefahr aus dem Osten abzuwehren: Der Kaiser wollte ihnen Italien

entreißen. Von 535 bis 552 herrschte Krieg.



Allein die Belagerung Roms, welches das oströmische Heer im Dezember 536 in seinen Besitz gebracht hatte, war ein monatelanges Trauerspiel. 69-mal rückten die Ostgoten unter Vitigis an und rannten mit von Ochsen gezogenen Holztürmen gegen die Tore, während die Byzantiner mit antiken Statuen warfen. Am Ende war Vitigis' Heer zu einem Häuflein Elend verkommen, und in Rom wütete die Pest. Auf dem Rückzug nach Ravenna zeigten sich die verheerenden Folgen. In Picenum waren 50000 Bauern verhungert, die Überlebenden »glichen völlig abgebrannten Fackeln« (Prokop). Bei Ariminum (Rimini) berichtete man sich von zwei Menschenfresserinnen. Angesichts der Not ergab sich Vitigis. Ravenna fiel kampflos. Die Gotinnen spien ihren Männern ins Gesicht und schalten sie Feiglinge, als die Truppen Ostroms mit ihren schmal gebauten Soldaten in die Königsstadt einzogen.

Während Vitigis und sein Gefolge nach Konstantinopel abgeführt wurden, wo

der Kaiser über die »schönen und hochgewachsenen Barbarengestalten« staunte, hoben die Ostgoten Totila auf den Schild. Dem jungen Krieger gelang es, große Teile Italiens wieder einzunehmen. 546 fiel sogar Rom. Nun schickte der Kaiser seine Flotte aus. Zu Wasser war Byzanz bei weitem überlegen. Unter dem Befehlshaber Narses begann von der Adria aus die Rückeroberung. Im Hochsommer 552 kam es beim umbrischen Taginae zur Entscheidungsschlacht. Totila begann mit einer Darbietung des »Dscherid«, eines Speerrittes der Steppennomaden. Der gotische Recke trug, so Zeitzeuge Prokop, »eine ganz von Gold blitzende Rüstung … Dabei führte er, auf einem prächtigen Rosse reitend, im Raume zwischen den beiden Heeren kunstvoll das Waffenspiel vor«. Es war der Totentanz eines untergehenden Volkes. 6000 Männer kamen im Pfeilregen um; Totila wurde auf der Flucht getroffen. Sein Nachfolger Teja konnte sich nur noch wenige Monate halten. Die »Ostrogothi« gingen in die Geschichte ein.

Ferdinand Gregorovius, der große Rom-Historiker des 19. Jahrhunderts, hat Theoderich als frühen Vorboten der Neuzeit gewürdigt. Der Gote habe erstmals versucht, »auf den Trümmern des Reiches jene neue Weltordnung einzurichten, welche sich allmählich aus der Verbindung der nordischen Barbaren mit der römischen Kultur … ergeben musste«.

Kulturschock am Limes

Die Franken profitierten von der spätrömischen Dekadenz. Aus der Konkursmasse des Imperiums formten sie ein neues Königtum.

Von Jan Puhl

»Es gibt ein Volk jenseits des Rheins, sein Gebiet erstreckt sich bis zum Ozean; es ist derart gut für das Kriegshandwerk gewappnet, dass die Leute von den Kriegstaten ihren Namen gewonnen haben und Phraktoi genannt werden« – griechisch für »die Gepanzerten«. Im Volksmund seien daraus dann »Frankoi« geworden, die Franken. So erklärt der aus Antiochia stammende Redner Libanios um die Mitte des 4. Jahrhunderts, wie die westgermanischen Stämme zu ihrem Namen gekommen sind, die zu jener Zeit immer wieder ins Römische Reich einfielen, mordend und brandschatzend.

Auch Isidor von Sevilla, Verfasser des bedeutendsten frühmittelalterlichen Nachschlagewerks, schreibt dem Germanenstamm »rohe Sitten und eine Wildheit der Gemüter« zu. Die Franken – wahrscheinlich leitet sich ihr Name aus dem lateinischen »franci« für »kühn« oder »frei« her – haben keine eigene Chronik ihrer Frühzeit hinterlassen; wahrscheinlich verstanden sich ihre Eliten im 2. und 3. Jahrhundert noch nicht einmal als ein Volk. Sie fühlten sich wohl viel eher als Chamaven, Brukterer, Amsivarier, Chattuarier oder Salier, Germanenstämme eben. Sie siedelten rechts des Niederrheins, schlossen sich gelegentlich in Kampfgemeinschaften zusammen und zogen dann auf Beute über den Rhein. Erst viel später sollten sie, unter den Dynastien der Merowinger und Karolinger geeint, aus der Konkursmasse des weströmischen Reiches ein neues Imperium formen. Die Franken, urteilt der US-Historiker Patrick J. Geary, stehen also »vermittelnd zwischen Spätantike und Mittelalter«. Ihr Großreich bildete die historische Keimzelle späterer Staatsgebilde wie Frankreich, Italien, Burgund – und auf etlichen komplizierten Umwegen auch für Deutschland.

Es war das Jahr 259 nach Christus, als westgermanische Kampfverbände den Limes überwanden und das römische Kastell Gellep beim heutigen Krefeld niederbrannten. Für die Römer nicht die erste Niederlage, aber eine besonders blamable, ein Kulturschock geradezu: Rückständige Barbaren hatten es der antiken Supermacht gezeigt. Allerdings spiegelte der Vorstoß auch die zunehmende Schwäche des römischen Kolosses. Noch versuchten die Franken kaum, sich in den überfallenen Ländern auf Dauer festzusetzen. Sie wurden nicht von einem starken Monarchen mit strategischen Zielvorstellungen regiert,

sondern von lokalen Duces oder Heerkönigen, denen es um schnelle Beute ging. Es fehlte ihnen eine Zentralmacht. Deshalb hatte Rom mit den üblichen Strafexpeditionen zunächst weiterhin Erfolg. Barbaren, die den Legionären in die Hände fielen, wurden »durch äußerste Martern bestraft«. Junge Franken, so fanden die Römer, seien wegen ihrer »Wildheit für die Sklaverei ungeeignet«. Also wurden sie in der Regel »dem Circus-Spiel überantwortet und ermüdeten durch ihre große Zahl die reißenden Bestien«, heißt es in einer zeitgenössischen Quelle.

So ging es das ganze 4. Jahrhundert lang: Die Franken fielen ein, die Römer schlugen zurück. Vorausschauendere Kaiser mühten sich, der Bedrohung nicht allein mit rascher Gewalt beizukommen, sondern heuerten besiegte Franken mitunter als Söldner an. Wirklich brenzlig wurde es für die Römer, als in Salland, einem Gebiet in der heutigen niederländischen Provinz Overijssel, in Gestalt von Chlodio ein Herrscher hervortrat, der die Merowinger-Dynastie begründete.

Spätere Chronisten haben den Vorgang sagenhaft ausgeschmückt: Chlodio habe mit seiner Gattin Urlaub an der Nordsee gemacht; plötzlich sei dem Meer ein stierköpfiges Ungeheuer entstiegen und über die Frau hergefallen. Von dem Untier oder ihrem Mann – da sind die Quellen etwas vage – habe sie einen Sohn empfangen, der den Namen Merowech erhielt. Childerich, wohl der Sohn Merowechs und seit 457 an der Macht, trieb die fränkische Reichsgründung energisch voran, vor allem indem er sich die Adligen seines Volkes unterwarf. 1653 fand man sein Grab in Tournai. Üppig ausgestattet mit Schwert, Lanze und Wurfaxt, dazu Armreifen und Schnallen, kündet die Prunkbeisetzung von Ruhm und Ehre, die Childerich zu Lebzeiten erkämpft hatte.

Sein Sohn Chlodwig, erst 16 Jahre alt, als er den Thron bestieg, tat dann einen epochalen Schritt, eroberte Gebiete in Gallien auf Dauer zu sichern. Während einer Schlacht gegen die Alamannen in arge Bedrängnis geraten, richtete er, der Noch-Heide, ein Stoßgebet an den christlichen Gott: »Hilfe, sagt man, gebest du den Bedrängten, Sieg denen, die auf dich hoffen«, zitiert der Chronist Gregor von Tours Chlodwig: »Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen.« Das Schlachtenglück soll sich daraufhin plötzlich wieder Chlodwig zugewandt haben. Er schlug seine Feinde und konvertierte 496 tatsächlich.

Wahrscheinlich war es aber weniger der schlagende Gottesbeweis im Felde, der ihn überzeugt hatte, sondern eine pragmatische Überlegung: Ein katholischer König hatte es leichter, die mehrheitlich katholische Bevölkerung in den von den Römern abgejagten Gebieten zu beherrschen. Immerhin konnten die Merowinger große Teile des römischen Staates einfach übernehmen, vor allem Straßen und Befestigungsanlagen, auch das Steuer-und Abgabensystem.

Selbst die Experten können heute nicht mehr vollständig rekonstruieren, welcher der weitverzweigten Merowinger, der Chlodwige, Childeriche und Chlodomere, auf welchen folgte, wie die zahllosen Erbteilungen, Bruderzwiste und Familienfehden im Detail verliefen. Sicher ist: Gegen Ende des 7. Jahrhunderts, als das Frankenreich sich bereits von der Nordsee bis an die Donau erstreckte, war die Macht des Merowinger-Geschlechts erodiert. Längst entschied der höchste Beamte am Hof, Hausmeier (Majordomus) genannt, in allen wichtigen Fragen der Tagespolitik und verwaltete immer mehr königliche Rechte. Zur Erblichkeit seines Postens brachte er es obendrein.

Im Jahr 751 tat der Hausmeier Pippin III. den letzten, logischen Schritt: Er putschte, schickte den letzten Merowinger ins Kloster und setzte sich die Krone auf. Sein Sohn Karl trat 768 ein großes Erbe an. Nachdem er zusätzlich weite Gebiete in Sachsen, Oberitalien und dem maurischen Spanien unterworfen hatte, nannte man ihn »den Großen«. Und am Weihnachtstag 800 krönte ihn Papst Leo III. in Rom schließlich sogar zum Kaiser. Ein Franke war zum mächtigsten Herrscher des christlichen Abendlandes, ja zum offiziellen Erben der römischen Herrschaft geworden, und damit erwies sich das Frankenreich endgültig als größte, stabilste und zukunftsträchtigste germanische Reichsgründung.

Stammbaum bis Wotan

Die angeblichen Barbaren vom Kontinent prägten Britannien kulturell und sprachlich stärker als die Römer zuvor oder später Wikinger und Normannen.

Von Christoph Gunkel

Die Fremden vom Kontinent seien von Anfang an mit üblen Absichten gekommen, schrieb der keltische Mönch Gildas betrübt. Bedrängt von Feinden im eigenen Land, habe Britanniens Herrscher Vortigern germanische Söldner angeworben. Ein entsetzlicher Fehler, meinte Gildas. Wen holte man sich da im 5. Jahrhundert auf die Insel?

»Wie Wölfe in einen Schafspferch« habe man ausgerechnet die gottlosen Sachsen nach Britannien gerufen. Keine Entscheidung, so Gildas, sei »jemals so schädlich und unglücklich für unser Land gewesen«. Freundlich empfangen und großzügig versorgt, habe »diese wölfische Brut« nur auf einen Vorwand gewartet, die Verträge zu brechen, die Insel zu plündern und Menschen »in großer Zahl« zu ermorden. Der Ehrwürdige Beda, ein zweiter Chronist, schreibt sogar empört von Priestern, die vor ihren Altären niedergemetzelt wurden, nachdem im Jahr 449 Soldaten der »drei mächtigen Völker« der Angeln, Sachsen und Jüten Britannien erreicht hatten. Ihr »unbesiegbares Heer« habe selbst jene getötet, die in die Berge flohen.

Doch was bei den beiden wichtigsten Erzählern der frühen nachrömischen Geschichte Britanniens übereinstimmend nach Völkermord klingt, sehen heutige Fachleute weniger eindeutig. Beide Chroniken wurden erst lange nach der Landnahme geschrieben, und ihren Verfassern kamen apokalyptische Szenarien gelegen: Sie verstanden die Invasion der Heiden als Strafe Gottes für den unchristlichen Lebenswandel der Einheimischen.

Unstrittig ist hingegen: Die angeblichen Barbaren vom Kontinent sollten Britannien kulturell und sprachlich stärker prägen als zuvor die Römer und später die Wikinger und Normannen. Am Ende von sechs Jahrhunderten angelsächsischer Herrschaft waren die Nachkommen der Siedler und der keltisch-britischen Bevölkerung zu einem Staat zusammengeschmolzen, für den im 10. Jahrhundert ein germanischer Begriff geläufig wurde: »Engla lond«, Land der Angeln. Stammesunterschiede waren da schon so verwischt, dass Zeitgenossen Angeln und Sachsen als Synonym verwendeten.

Doch viele Details aus dieser so prägenden Epoche sind bis heute umstritten. Die wenigen schriftlichen Quellen widersprechen nicht selten den Ergebnissen

anderer Wissenschaften. Landeten auf der Insel etwa nur wenige tausend Einwanderer, die sich dann sofort handstreichartig an die Spitze der Gesellschaft setzten, wie man lange vermutete? Oder kam über einen langen Zeitraum eine Armada von bis zu 200000 Migranten vom Kontinent, wie es moderne DNA-Untersuchungen nahelegen? Und was trieb die Fremden an? Gier? Wachsender Bevölkerungsdruck in ihrer alten Heimat? Ein gestiegener Meeresspiegel?

Auf jeden Fall trafen die Invasoren, die in langen Ruderbooten aus Eiche kamen, auf eine Hochkultur im Niedergang. Gut 350 Jahre lang war Britannien römische Provinz gewesen. Es gab gepflasterte Straßen, mondäne Theater und eine geordnete Verwaltung. Doch dann wankte das Imperium, und ab 407 zog das bedrohte Rom seine Legionen ab. Die Insel lag plötzlich schutzlos da; ihre Bürger waren ohne die Römer militärisch kaum handlungsfähig. In dieser Zeit gaben Angeln, Sachsen und Jüten etliche Siedlungen im heutigen Dänemark, in Schleswig-Holstein und im Elbe-Weser-Raum auf, wie Archäologen anhand der drastisch gesunkenen Belegung der Urnenfriedhöfe nachwiesen. Gleichzeitig tauchten germanische Broschen und Fibeln in Britannien auf. Manche Tonrelikte vom Kontinent und der Insel ähneln einander so sehr, dass sie vom selben Töpfer stammen dürften. Bauchige Glasbecher, filigran mit Tierornamenten verzierte Waffen und die prachtvollen Funde aus dem berühmten Schiffsgrab von Sutton Hoo in der heutigen Provinz East Anglia belegen, dass mit den Barbaren die Handwerkskunst langfristig keineswegs zugrunde ging, auch wenn die Germanen etwa keine Töpferscheibe kannten.

Die Ankömmlinge siedelten zunächst im Süden und Osten der Insel, nutzten dabei aber kaum die Infrastruktur und Techniken der Römer. Im Gegenteil: Anstelle von Steinhäusern errichteten sie einfache, von Pfosten getragene Behausungen mit festgestampftem Boden. Sie kannten zunächst keine Münzwirtschaft, kein stehendes Heer, schon gar keine schriftliche Gesetzgebung. Die einst pulsierenden Städte und die großen, produktiven Landgüter der Römer verfielen. Erst Jahrhunderte später blühten die Städte wieder auf, als die inzwischen christianisierten Angelsachsen steinerne Kirchen, Burgen und Königspaläste errichten ließen. Anfangs gründeten sie nur viele kleine Siedlungen, deren Bewohner Rinder züchteten und Gerste anbauten. An der Spitze dieser Gemeinden stand oft das Haupt eines Familienclans. Aus diesen lokalen Hierarchien bildeten sich allmählich mindestens zwölf

germanische Königtümer, die sich untereinander heftige Machtkämpfe lieferten. Nordöstlich von London etwa siedelten die Ostangeln; südlich der Themse ließen sich im Königreich Kent viele Jüten nieder. Von dort erstreckte sich bis nach Cornwall das Reich der Westsachsen, das sich langfristig als stärkstes Königtum durchsetzte.

Die germanische Invasion veränderte dauerhaft die Machtstrukturen in Britannien. Überdies löste sie einen Zusammenstoß der Kulturen aus: Christianisierte Kelten und kultivierte Abkömmlinge der Römer trafen auf ruppige Heiden, die ihren Stammbaum direkt auf den germanischen Kriegsgott Wotan zurückführten. Allein die Begräbnisriten änderten sich deutlich: Die germanische Brandbestattung ersetzte vielerorts die bisher übliche Körperbeisetzung. Zudem opferten die Germanen ihren Göttern nicht nur Rinder. Mitunter begruben sie, so legen es Skelettfunde nahe, auch Menschen bei lebendigem Leib. Manche Forscher erkennen in einigen Gräbern Hinweise für eine stramme gesellschaftliche Trennung, denn offenbar durften nur germanische Krieger ehrenvoll mit ihren Waffen begraben werden. Für diese Theorie spricht auch ein westsächsisches Gesetz aus dem 7. Jahrhundert, das einen Großteil der Einheimischen als Sklaven einstufte. War das die grausame Unterjochung, von der Beda und Gildas berichtet hatten?

Zwar gab es Aufstände gegen die Fremden, und im gebirgigen Norden und Westen des Landes lebte die keltische Kultur ungebrochen weiter. Doch vieles spricht auch dafür, dass sich mit der Zeit Herrscher und Beherrschte kulturell anglichen. Das tritt besonders in der Sprache hervor. Viele Ortsnamen lassen sich bis heute auf germanische Siedlungen zurückführen. Und während auf dem Kontinent aus dem Lateinischen romanische Sprachen entstanden, verschwand auf der Insel die Sprache der Römer weitgehend: Aus germanischen Dialekten entwickelte sich das Altenglische zu einer Art einigender Standardsprache.

Zudem nahmen die Angelsachsen auch viele kulturelle Impulse vom Festland auf. Wichtigste Einwirkung von außen war die Christianisierung, die Papst Gregor I. ab 597 vorantrieb. Weitsichtig empfahl er einem seiner Missionare, in Britannien nicht zu radikal vorzugehen: Er solle zwar »die Götzenbilder zerstören«, die heidnischen Tempel aber lieber nicht abreißen, sondern nur mit Weihwasser besprengen. Tiere sollten künftig nicht mehr dem Tempel geopfert werden, dürften dort aber »zum Lob Gottes« gegessen werden. Die

Gratwanderung gelang, auch wenn sich die religiösen Riten mitunter vermischten. Doch schon bald brachen Missionare von der nun bekehrten Insel zu den germanischen Heiden in Richtung Festland auf. Langfristig einigte also auch die Religion das Land – ebenso wie ein gemeinsamer Feind: Ab Ende des 8. Jahrhunderts verwüsteten Wikinger immer häufiger auf Raubzügen die englischen Küsten und planten offenbar, die ganze Insel zu erobern. In dieser Notlage ließ der westsächsische König Alfred im Eiltempo Dutzende von Orten und Burgen befestigen. Geschickt bündelte er die militärischen Kräfte der sonst so zerstrittenen Königtümer. Nur so konnte er die Wikinger schlagen und dauerhaft verhindern, dass sie Britannien eroberten. »Alfred der Große« wurde fortan als Volksheld verehrt – ein ferner Nachfahr einst verhasster Invasoren, der nun selbst eine Invasion verhindert hatte.

Lockruf des Südens

Cividale im Friaul, einst erstes Herzogtum der Langobarden in Italien, beherbergt kostbare Schätze aus dieser Epoche. Paulus Diaconus, ein Sohn dieser Stadt, hat die Geschichte seines Volkes aufgeschrieben.

Von Norbert F. Pötzl

Die Eindringlinge kamen durch den Birnbaumer Wald im heutigen Slowenien. Eine Wanderlawine von 100000 Menschen, vielleicht waren es auch doppelt so viele, wälzte sich von Osten her über den niedrigen Pass. Im Frühjahr 568 überschritten die Langobarden-Krieger, deren Familien in Karren folgten, den Fluss Isonzo über die Römerbrücke südlich von Gorizia und drangen in Venetien ein. Denn hier, so schildert es der langobardische Geschichtsschreiber Paulus Diaconus, wo das »vom Tyrrhenischen und Adriatischen Meer umschlossene« und »durch die Alpen abgeriegelte« Italien »sich mit Pannonien berührt, bietet es ziemlich offenen und recht einfachen Zugang«. Durch dieses Einfallstor waren schon die Markomannen und Quaden, später Alarichs Westgoten, Attilas Hunnen und Theoderichs Ostgoten auf die Halbinsel gezogen. Anders als diese Völker, die in der Regel raubend und verwüstend durchs Land geschweift waren, wollten sich die Langobarden hier dauerhaft niederlassen.

Als König Alboin »mit seinem ganzen Heer und einer bunten Menge Volks im Grenzgebiet angekommen war«, schreibt Paulus Diaconus, »bestieg er einen Berg, der jene Gegend überragt, und betrachtete von dort aus ein Stück Italien, so weit sein Auge reichte« – der christliche Autor, mit Sinn für Symbolik, bemüht das biblische Bild von Mose, der sein Volk ins gelobte Land führt. Schließlich erreichte der gewaltige Treck, »ohne auf irgendwelchen Widerstand zu treffen«, die erste befestigte Stadt in dem von Byzanz regierten Reich: Forum Iulii, das heutige Cividale del Friuli.

Der Ort war aufgrund seiner günstigen Lage – einerseits durch Verkehrswege gut zugänglich, andererseits geschützt auf einer Anhöhe über dem tief eingeschnittenen Flusstal des Natisone – schon in frühgeschichtlicher Zeit von

Kelten besiedelt gewesen, wie eine unterirdische Grabhöhle am Flussufer belegt. Und genau hier hatte Julius Cäsar um das Jahr 50 vor Christus einen Handelsposten gegründet, der nach ihm benannt wurde. Um sich gegen möglicherweise auf demselben Weg nachsetzende Feinde abzusichern, errichteten die Langobarden in Forum Iulii ihr erstes Herzogtum auf italischem Boden. Als »Dux« (Herzog) setzte Alboin seinen Neffen Gisulf ein.

Kurz darauf stürmten die Langobarden auch die küstennahe Metropole Aquileia, damals die Hauptstadt Venetiens. Deren Patriarch, berichtet Paulus Diaconus, sei »aus Furcht vor der Rohheit der Langobarden« mit »seinem ganzen Kirchenschatz« auf die vorgelagerte Laguneninsel Grado geflohen – unter den Schutz der oströmischen Truppen, die sich auf einen schmalen Küstenstreifen an der Adria zurückgezogen hatten.

Der Einmarsch des germanischen Stammes und die Gründung des »Ducatus Foro Iuliensis« ist eine von vielen eindrucksvollen Episoden, die der Gelehrte und Mönch Paulus mit dem Beinamen Diaconus in seiner aus sechs Büchern bestehenden »Historia Langobardorum« schildert. Der sprachgewandte Erzähler aus langobardischem Dienstadel wurde etwa 160 Jahre nach diesem Ereignis geboren – um 725, wahrscheinlich in Forum Iulii; jedenfalls wuchs er hier auf. Sein Ururgroßvater Leupchis war mit Alboin und Gisulf hierher gezogen.

Systematisch besetzten die Langobarden nach und nach große Teile Italiens. Der oströmische Kaiser Justin II. (565 bis 578) war in Kriege mit den Persern und in Spanien verstrickt, so dass seine wenigen in Italien stationierten Truppen die Invasoren nicht abwehren konnten. Alboin eroberte Vicenza und Brescia und quartierte sich in Verona im ehemaligen Palast des Ostgotenkönigs Theoderich ein, ehe er im Spätsommer 569 kampflos Mailand einnahm. Die Festung Pavia allerdings leistete drei Jahre lang Widerstand, ehe sie Anfang 572 kapitulierte. Pavia wurde zur Hauptstadt und blieb bis ins 11. Jahrhundert Krönungsstätte für das »Königreich der Langobarden« – das da allerdings seit langem nur noch nominell existierte.

Während Alboins Truppen Pavia belagerten, zogen langobardische Herzöge mit ihren »Farae«, den stammestypischen Familienverbänden, nach Mittel-und Unteritalien, wo sie zwischen 570 und 580 die Herzogtümer Spoleto und Benevent errichteten. Insgesamt zählt Paulus 35 langobardische Herzogtümer auf; die noch verbliebenen oströmischen Besitzungen in Italien zerfielen dadurch

in mehrere isolierte Gebiete. »Die Losreißung Italiens von der byzantinischen Herrschaft gehört zu den fundamentalen historischen Entscheidungen, ohne die der weitere Gang der europäisch-abendländischen Geschichte schwer vorstellbar wäre«, urteilte der Mittelalter-Historiker Heinrich Schmidinger.

Pioniere dieses umwälzenden Vorgangs waren die Langobarden. Doch woher stammten sie? Und wie waren sie überhaupt bis nach Italien gelangt? Ob der Germanenstamm seine Wurzeln in Skandinavien hatte, wie seine eigene Legende besagte, kann auch der gewissenhaft recherchierende Paulus nicht erhellen; archäologische Belege dafür gibt es nicht.

Wie das Volk zu seinem Namen gekommen sein soll, schildert eine mündlich überlieferte Sage vom »Ursprung des Geschlechts der Langobarden«, die im 7. Jahrhundert niedergeschrieben wurde und die auch Paulus als Quelle diente – von der er sich freilich entschieden distanziert: Das sei »eine einfältige Geschichte«. Sie wurde so erzählt: In grauer Vorzeit hätten die Langobarden Winniler geheißen; wie andere Germanen hätten sie den Gott Wotan verehrt. Die Vandalen, mit denen sie Krieg führten, hätten von Wotan den Sieg über die Winniler verlangt. Wotan, referiert Paulus, habe geantwortet, »er werde den Sieg denen schenken, die er bei Sonnenaufgang zuerst zu Gesicht bekommen habe«. Freia, die Gattin Wotans, habe daraufhin den Winnilern listig geraten, ihre Frauen sollten »ihre offenen Haare wie Bärte um das Gesicht legen, ganz früh mit den Männern vor Ort sein und sich, von Wotan nicht zu übersehen, gemeinsam mit ihnen in der Richtung, in der er gewöhnlich zum Fenster nach Osten hinausschaue, aufstellen«. Als Wotan den Menschenauflauf bei Sonnenaufgang erblickte, habe er gesagt: »Wer sind denn diese Langbärte?« Da habe Freia vorgeschlagen, dass er den Leuten, denen er einen Namen verliehen habe, doch auch den Sieg schenken solle. »Und so habe Wotan den Winnilern den Sieg zugesprochen.«

Das seien natürlich »Kindergeschichten, die man nicht für bare Münze nehmen darf«, kommentiert Paulus. »Sicher« sei jedoch, »dass die Langobarden nach der von keinem Rasiermesser berührten Länge ihrer Bärte fortan so bezeichnet wurden«. Gewiss ist nach neuerer Forschung auch das nicht: Der Name könnte ebenso von einer langstieligen Streitaxt, einer »langen Barde«, abgeleitet sein.

Immerhin bezeugt schon der römische Geschichtsschreiber Velleius Paterculus, dass um Christi Geburt Langobarden an der Unterelbe siedelten. Dort erinnern

etwa der Stadtname Bardowick und die Landschaft Bardengau bei Lüneburg an sie. Aber diese frühen Langobarden, warnt der Düsseldorfer Althistoriker Bruno Bleckmann, »haben mit den Langobarden, die in den Markomannenkriegen eine Rolle spielen, vielleicht nur den Namen (›Langbärte‹) gemein, während über deren Identität nichts ausgesagt werden kann«. Am Ende des 5. Jahrhunderts jedenfalls tauchten Langobarden an der mittleren Donau auf, im Gebiet des heutigen Niederösterreichs, wo sich zuvor die ostgermanischen Rugier angesiedelt hatten. Bald zogen die Langobarden weiter nach Mähren und fielen schließlich, Anfang des 6. Jahrhunderts, in Pannonien (Westungarn) ein, das zum Siedlungsgebiet der ostgermanischen Gepiden gehörte.



Im Bündnis mit den Awaren, einem ursprünglich zentralasiatischen Steppenvolk, besiegten die Langobarden 567 die Gepiden. Eigenhändig soll der Langobarden-Anführer Alboin den Gepidenkönig Kunimund erschlagen haben; dessen Tochter Rosemunda zwang er, ihn zu heiraten. Aber die Awaren

besetzten nicht nur das ausgelöschte Gepidenreich, sondern sie machten sich auch in Pannonien breit. Daher beschlossen die Langobarden, nach Italien auszuweichen, das manche von ihnen, trotz aller vorausgegangenen Plünderungen und einer katastrophalen Pestepidemie, als vergleichsweise fruchtbares Land kennengelernt hatten: 2500 langobardische Elitekämpfer und 3000 Kriegsknechte hatten dort 552 im Heer des byzantinischen Feldherrn Narses gegen Totilas Ostgoten gekämpft.

Narses, den der Kaiser inzwischen von seinem Posten als oströmischer Statthalter in Italien abberufen hatte, habe die Langobarden sogar ermuntert, »die bescheidenen Fluren Pannoniens zu verlassen und das mit allen Reichtümern gesegnete Italien in Besitz zu nehmen«, schreibt Paulus Diaconus. Diesem Lockruf seien sie gefolgt. Als Termin für ihren Aufbruch setzten die Langobarden in einer Volksversammlung den Montag nach Ostern fest, der auf den 2. April fiel. Zuvor schlossen sie angeblich mit den Awaren einen Vertrag, der ihnen für 200 Jahre ein Rückkehrrecht einräumte. Mit den Langobarden zog ein buntes Gemisch von Versprengten: Reste der Gepiden, ferner Baiuwaren, Thüringer, Sarmaten, Sueben, Slawen, Bulgaren, vor allem aber, laut Paulus, »mehr als zwanzigtausend« Sachsen.

König Alboin starb, wie der Chronist berichtet, im Sommer 572 durch »die Machenschaften seiner Frau«, der Gepidenprinzessin Rosemunda: »Als er einmal zu Verona in maßloser Ausgelassenheit tafelte, gebot er, dass seiner Gemahlin ein Trunk Weines gereicht werde mit dem Trinkgefäß, das er aus der Hirnschale König Kunimunds hatte anfertigen lassen, und lud sie ein, mit ihrem Vater fröhlich zu trinken.« Rosemunda habe »angesichts solcher Rohheit« einen Mörder gedungen, der Alboin im Schlafzimmer erschlug. Den zur Schale umgearbeiteten Totenschädel, versichert Paulus Diaconus, habe er mit eigenen Augen gesehen, als er, um die Mitte des 8. Jahrhunderts, am Hofe des Königs Ratchis lebte; der habe das makabre Requisit aus der königlichen Schatzkammer »in der Hand gehalten, um es seinen Gästen zu zeigen«.

Auch Alboins Nachfolger Clef wurde nach nur 18-monatiger Regentschaft von einem seiner eigenen Knappen ermordet; danach waren die Langobarden »zehn Jahre lang ohne König und wurden von Herzögen regiert«. In dieser anarchischen Zeit, berichtet Paulus, »wurden viele angesehene römische Bürger aus Habgier umgebracht«, die restlichen »abgabenpflichtig, so dass sie ein

Drittel ihres Ernteertrags an die Langobarden abzuliefern hatten«, obwohl die nur eine verschwindend kleine Minderheit an der Gesamtbevölkerung ausmachten. Die Herzöge hätten »mit der Plünderung von Kirchen, der Ermordung von Geistlichen, der Verwüstung von Städten und der Niedermetzelung der Bevölkerung« Italien »zum größten Teil erobert und unter das Joch der Langobarden gepresst«.

Zur Gewaltbereitschaft kam die schwierige Frage des Glaubens. Die meisten Langobarden waren, als sie 568 nach Italien kamen, noch Heiden. König Alboin selbst jedoch bekannte sich wie viele Germanen zur Lehre des Arius, die der auf dem ersten Konzil von Nicäa 325 verkündeten Trinitätslehre widersprach: Christus ist für die Arianer nicht wesensgleich mit Gott, sondern nur dessen vornehmstes Geschöpf. Zumindest dieser Zwiespalt war bald überwunden. Nachdem Königin Theudelinde, Tochter eines Baiernherzogs, ihre beiden Kinder aus der Ehe mit König Agilulf um das Jahr 600 hatte katholisch taufen lassen, begannen die Langobarden, den arianischen Glauben abzulegen und zum römischen Bekenntnis zu konvertieren. Damit fiel auch eine Schranke zur romanischen Bevölkerung in den langobardischen Gebieten: Durch Ehen konnten beide Volksgruppen allmählich verschmelzen.

Allerdings gab es ab 607 zwei Bischöfe, die den Titel »Patriarch von Aquileia« beanspruchten. Weil das Kapitel in Aquileia mit der Wahl eines Patriarchen in Grado nicht einverstanden war, wählte es einen eigenen. Wegen der Bedrohung durch die Awaren verlegte dieser seine Residenz bald nach Cormòns, knapp 20 Kilometer südlich von Forum Iulii.

Forum Iulii, dieser nordöstliche militärische Vorposten, wurde im Jahr 610 von einem Reiterheer der Awaren, die einst Verbündete der Langobarden gewesen waren, angegriffen; Herzog Gisulf II. fiel in der Schlacht. Seine Gemahlin Romilda konnte mit überlebenden Kriegern sowie Frauen und Kindern der Getöteten in die Stadt fliehen und sich hinter deren Mauern in Sicherheit bringen. Dann aber, erzählt Paulus Diaconus, habe sie den Anführer der Awaren erblickt und sich von seiner Schönheit blenden lassen: »Nach ihm, als sie ihn in seiner jugendlichen Kraft betrachtete, erfasste das schamlose Weib ein unseliges Begehren, und sie ließ ihn kurz darauf durch einen Boten wissen, dass sie ihm, wenn er sie zur Frau nähme, persönlich die Stadt mit allen, die darin seien, übergeben wolle. Der Barbarenkönig … sagte ihr in hinterhältiger List zu, ihr

Angebot anzunehmen, und versicherte, dass er sie zur Frau nehmen wolle.« Daraufhin habe sie die Stadttore geöffnet. Die Awaren plünderten die Stadt, brannten sie nieder und verschleppten die Einwohner. Denen versprachen sie, wie Paulus berichtet, »sie würden sie in Pannonien, von wo sie ausgewandert waren, ansiedeln«. Dort angekommen, hätten die Awaren aber »beschlossen, alle schon älteren Langobarden über die Klinge springen zu lassen, die Frauen aber und die Kinder teilten sie, wie es das Schicksal von Kriegsgefangenen ist, unter sich auf«.

Romilda, »die Hauptursache des ganzen Elends«, habe ein grausames Ende gefunden. Zwar habe der Awarenkönig sie, »wegen des Eides, so wie er ihn geleistet hatte, pro forma für eine Nacht zur Frau« genommen. »Schließlich aber überließ er sie zwölf Awaren, die sie eine ganze Nacht im Wechsel einer nach dem anderen vergewaltigten. Danach ließ er sogar einen Pfahl mitten auf dem Feld einrammen und befahl, sie darauf aufzuspießen.«

Gewiss trägt die Schauergeschichte »Züge propagandistischer Zuspitzung«, erklärt der Würzburger Philologe Wolfgang F. Schwarz, der 2009 eine neue, ausführlich kommentierte Übersetzung der »Historia Langobardorum« herausgegeben hat; an die »These von der Alleinschuld Romildas« mag er nicht glauben. Immerhin hielten sich die Eindringlinge nicht lange in Forum Iulii auf, sondern zogen sich in die Steppe zurück.

Unter den Gefangenen, die von den Awaren verschleppt worden waren, befanden sich, wie Paulus berichtet, auch fünf Söhne seines Ururgroßvaters Leupchis. Nur einem von ihnen, Loipichis, sei es nach Jahren gelungen, »das Joch der Knechtschaft abzuwerfen« und sich nach Italien durchzuschlagen, »das er als Heimat des Langobardenvolkes in Erinnerung behalten hatte«. Er habe sein Elternhaus verlassen vorgefunden, ohne Dach, »überwuchert von Strauchwerk und Dornengestrüpp«, und es dann, »durch Spenden seiner Verwandten und Freunde unterstützt«, wieder aufgebaut. Dieses Haus, wohl auch Paulus' Geburtsstätte, soll an der Ostseite der heutigen Piazza Paolo Diacono in Cividale gestanden haben, wo sich jetzt ein Gebäude aus dem 14. Jahrhundert erhebt.

Auf diesem Platz wurden 1874 bei Straßenbauarbeiten zufällig langobardische Grabstätten gefunden, unter anderem ein Sarkophag aus Kalkstein in Form eines Hauses. Weil auf dem rechten Dach die fragmentarische Inschrift »CISUL« zu

entziffern ist, kam die Hypothese auf, dass es sich um den Totenschrein des ersten Herzogs Gisulf handele – was nach Expertenmeinung aber eher zweifelhaft ist. Auf jeden Fall muss der Tote vormals ein Krieger von hohem gesellschaftlichem Rang gewesen sein. Darauf deuten nicht nur Reste goldener Fäden aus Stickereien prächtiger Gewänder hin, sondern auch ein mit Schmucksteinen besetztes Goldblattkreuz.

Solche wenige Zentimeter großen Kreuze aus dünnem Goldblech, oft verziert mit eingeprägten Figuren und Mustern, wurden an Schleier oder Leichentücher genäht, die auf die Gesichter der Verstorbenen gelegt wurden; sie zeugten davon, dass sich die Hingeschiedenen zum Christentum bekannt hatten. Außerdem bestatteten die Langobarden ihre Toten mit teilweise überaus kostbaren Grabbeigaben. In zahlreichen Gräbern rund um Cividale wurden prächtige Schwerter, Fibeln aus vergoldetem Silber mit Edelsteinen, Siegelringe und Münzen, Gürtelschnallen und Emaillearbeiten entdeckt.

Nördlich von Cividale, auf dem Hügel San Mauro, wurde Ende des 20. Jahrhunderts eine große langobardische Nekropole freigelegt. Einwanderer aus Pannonien und deren Nachfahren waren hier bis ins frühe 7. Jahrhundert bestattet worden. Eines dieser Gräber enthielt nicht nur die Gebeine eines mit seinen Waffen beerdigten Reiters, sondern auch das Skelett seines Pferdes, das bei der Bestattung geopfert worden war. Die Funde sind heute im Museo Archeologico Nazionale in Cividale zu sehen.

In der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts bestand die langobardische Gesellschaft noch überwiegend aus Kriegern. Allmählich wandelte sie sich in eine Gesellschaft von Händlern, Grundbesitzern und Bauern, was zu einem wirtschaftlichen Aufschwung führte. Auch das Rechtswesen im Langobardenreich wurde 643 durch ein Edikt des Königs Rothari auf eine neue Basis gestellt: Das bis dahin nur mündlich überlieferte Gewohnheitsrecht, das Gewaltdelikte vom abgeschnittenen Fuß bis zum durchbohrten Arm und zu ausgeschlagenen Schneidezähnen sanktionierte, wurde schriftlich fixiert – in lateinischer Sprache, aber durchsetzt von germanischen Begriffen wie »morth« (Mord) oder »grabworf« (Hinauswerfen der Leiche aus dem Grab).

Die germanische Sprache »verschwand zwar im Laufe des 7. Jahrhunderts allmählich als Folge eines Assimilationsprozesses«, wie der Althistoriker Bleckmann schreibt; »gleichwohl bildete sich unter den früheren Romanen, die

viele langobardische Wörter in ihre Sprache übernahmen, und den beherrschenden Germanen allmählich ein langobardisches Staatsbewusstsein heraus«. Die einst als Barbaren Geschmähten passten sich kulturell, etwa in der Kleidung, den Römern an. Viele Langobarden blickten freilich noch lange hochmütig auf die romanische Mehrheit herab.

Solchen Dünkel hegte auch Patriarch Calixtus, der im Jahr 737 seine Residenz von Cormòns nach Forum Iulii verlegte. Dort residierte bereits der Bischof von Iulium Carnicum, einer Region, die von Slaweneinfällen heimgesucht worden war. Diesen Amator, seinen Untergebenen, wollte Calixtus nun aus der Stadt verbannen. »Es leuchtete ihm nicht ein, dass in seinem Zuständigkeitsbereich ein Bischof beim Herzog und den Langobarden wohnte, während er selbst nur unter dem einfachen Volk lebte«, berichtet Paulus Diaconus. Deshalb habe Calixtus Amator aus Forum Iulii vertrieben und sich dessen Haus angeeignet. Diese Eigenmächtigkeit jedoch habe den weltlichen Regenten des Ortes erzürnt. Herzog Pemmo habe den Patriarchen ergreifen und »zur Burg Pucinum, die über dem Meer liegt«, schaffen lassen. Dabei handelte es sich um das auf einem 40 Meter hohen Felsen erbaute alte Kastell Duino nahe Triest. Pemmo habe beabsichtigt, Calixtus »von dort ins Meer hinunterzustürzen, aber der Herr verhinderte diese Tat«. Doch der Herzog habe den Patriarchen »eingesperrt und ließ ihn im Gefängnis das Brot der Bitternis kosten«. Nun wurde die nächste Instanz aktiv. König Liutprand, der von 712 bis 744 regierte und den Paulus als einen »Mann von großer Weisheit« rühmt, war über die Inhaftierung des Calixtus »sehr zornig«; er »nahm Pemmo das Herzogtum und setzte dessen Sohn Ratchis an seine Stelle«.

Der befreite Patriarch kehrte nach Forum Iulii zurück und gab bei Steinmetzen ein eindrucksvolles Kunstwerk in Auftrag: ein achteckiges marmornes Taufbecken mit acht Säulen, die ein pyramidenförmiges Dach trugen. Das Taufbecken befand sich ursprünglich in einem Baptisterium vor dem heutigen Campanile, wurde dann in den Dom versetzt und schließlich über Jahrhunderte in einer Seitenkapelle aufbewahrt. Herzog Ratchis stiftete im Gedenken an seinen Vater Pemmo einen Altar für die Kirche San Giovanni. Der Eucharistietisch aus Karstgestein ist an allen vier Seiten mit Reliefs geschmückt, die einst bunt bemalt waren, wie an Farbresten zu erkennen ist. Altar und Taufbecken, Zeugnisse der frühmittelalterlichen Kultur, sind heute im Museo

Cristiano in Cividale zu bewundern. Es dürfte sich um Werke byzantinischer Künstler handeln, die infolge des Bilderstreits im oströmischen Reich ihre Heimat verlassen hatten. Bilderverbot und Eroberungen durch Muslime hatten dazu geführt, dass die Künstler in den Westen und vor allem in die langobardischen Machtzentren abgewandert waren.

Wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts entstand in Forum Iulii, wohl als Teil eines zum Palast der königlichen Verwalter (»Gastalden«) gehörenden Klosterkomplexes, eine Kapelle, die als »Tempietto Longobardo« berühmt geworden ist. Sie ist ausgeschmückt mit Fresken, Mosaiken und Stuckornamenten. Einzigartig sind die original erhaltenen sechs Frauenfiguren aus Stuck. Cividale hat Glück gehabt, dass es im Mittelalter in relative Bedeutungslosigkeit versank. So blieben die Kunstschätze vor Eroberern verschont. Seit 2011 gehört die Stadt zum Weltkulturerbe der Unesco.

Schon als Ratchis Herzog in Forum Iulii war, unterhielt Paulus freundschaftliche Beziehungen zu ihm, die auch nicht abrissen, als Ratchis in der Nachfolge Liutprands 744 zum König der Langobarden gewählt wurde. Paulus folgte ihm an den Hof nach Pavia. König Liutprand, laut Paulus »zwar Analphabet, aber doch mit den Philosophen gleichzusetzen«, hatte dort eine Hofschule gegründet, an der lateinische Kultur vermittelt wurde. Zu den Schülern dieses intellektuellen Zentrums zählte auch Paulus. Später widmete er sich noch der Theologie, empfing 751 die Priesterweihe und zog 770 ins Stammkloster der Benediktiner, die Abtei Monte Cassino im langobardischen Herzogtum Benevent. Er schrieb eine Grammatik, eine Geschichte Roms, eine Biografie Papst Gregors des Großen und diverse Dichtungen.

Ratchis, der mit einer Römerin verheiratet gewesen sein soll, suchte den Ausgleich zwischen den Bevölkerungsgruppen. Dadurch geriet er jedoch in schwere Konflikte mit dem langobardischen Adel, der um seine Vorrangstellung fürchtete. Ratchis wurde entmachtet und ging ins Kloster Monte Cassino. Neuer König wurde sein Bruder Aistulf. Nach dessen Tod Ende 756 versuchte Ratchis noch einmal die Macht zu ergreifen. Herzog Desiderius von Tuscien (Toskana) beanspruchte jedoch ebenfalls den Thron. Er verbündete sich mit Papst Stephan II. und Abt Fulrad von Saint-Denis, einem der wichtigsten Ratgeber des Frankenkönigs Pippin des Jüngeren. Angesichts dieser Widerstände scheint Ratchis nach drei Monaten abgedankt zu haben. Desiderius wurde König der

Langobarden – als letzter seines Volksstamms.

Der Frankenkönig Karl, der später zum Kaiser gekrönt und »der Große« genannt wurde, heiratete 770 eine Tochter des Desiderius – ein Zweckbündnis, das gegen Karls Bruder Karlmann gerichtet war. Denn Pippin hatte verfügt, dass nach seinem Tod das Reich zwischen seinen beiden Söhnen aufgeteilt werden sollte, was dann 768 auch geschah. Als Karlmann im Dezember 771 überraschend mit 20 Jahren starb und zwei kleine Söhne hinterließ, die ihr Erbe noch nicht antreten konnten, sah Karl die Chance gekommen, das Reich unter seiner Führung wieder zu einen. Karlmanns Witwe floh mit ihren beiden Kindern zu Desiderius, was wiederum Karl als Provokation empfand. Da für Karl das Bündnis mit Desiderius nicht mehr von Nutzen war, verstieß er seine Frau nach kurzer Ehe und schickte sie seinem Schwiegervater zurück.

Desiderius wollte Papst Hadrian I. dazu bewegen, Karlmanns Söhne zu fränkischen Königen zu salben. Doch das Kirchenoberhaupt verweigerte sich dem Ansinnen und rief Karl gegen die Langobarden zu Hilfe, die bereits Rom bedrohten. Karl marschierte an der Spitze eines fränkischen Heeres über die Alpen. Desiderius verschanzte sich in Pavia. Im September 773 begannen die Franken, die Stadt zu belagern. Am 4. Juni 774, nach quälenden neun Monaten, kapitulierte Desiderius. Er wurde mit seiner Frau ins Frankenreich deportiert, wo beide den Rest ihres Lebens in Klosterhaft verbrachten; sein Sohn Adelchis konnte nach Byzanz entkommen. Schon einen Tag nach der Eroberung Pavias nahm Karl den Titel »König der Langobarden« an, fortan nannte er sich »Rex Francorum et Langobardorum«.

Zwei Jahre später stürzte auch das Herzogtum Forum Iulii, vergebens verteidigt von seinem letzten Herzog Rotgaud. Die Stadt, nun Zentrum der östlichsten Region des Frankenreichs in Italien, änderte ihren antiken Namen in Civitas Austriae (Stadt des Ostens). Aus Civitas wurde dann Cividale, heute ein Städtchen mit rund 11000 Einwohnern, während Forum Iulii, abgewandelt zu Friuli, auf Deutsch Friaul, nun die ganze Region bezeichnet. Der Name der Langobarden lebt fort in der Region Lombardei.

Beim Sieg Karls über die Langobarden war Arichis, der jüngere Bruder des Paulus Diaconus, in fränkische Gefangenschaft geraten. Weil dessen Frau und vier Kinder bittere Not litten, verfasste Paulus 782 ein Bittgedicht an den Frankenkönig und erschien sogar persönlich vor dem neuen starken Mann, um

die Freilassung seines Bruders zu erflehen. Karl verlangte allerdings, dass Paulus für ihn tätig werde. Einige Jahre lebte Paulus am Hofe Karls, verfasste historische Berichte und poetische Werke. »Der Hof ist mir ein Gefängnis«, schrieb der Mönch über die Zeit seines Aufenthalts, denn der König ließ sich Zeit, das Anliegen des Bittstellers zu erfüllen und dessen Bruder aus der Gefangenschaft zu entlassen. Trotzdem entstand zwischen Paulus und Karl dem Großen eine intensive Freundschaft, die auch anhielt, nachdem der Mönch nach Monte Cassino zurückgekehrt war. Dort schrieb er in den letzten Lebensjahren sein Hauptwerk nieder. Mit patriotischem Stolz, bisweilen pathetisch und moralisch-belehrend erzählt Paulus das Schicksal der Langobarden.

Es ist die wichtigste Quelle zur Geschichte dieses Volkes, aber auch eine der bedeutendsten zur frühmittelalterlichen Geschichte überhaupt. Mehr als 100 handschriftliche Kopien der »Historia Langobardorum«, die noch heute in europäischen Bibliotheken stehen, künden vom sofortigen Ruhm des Werkes.

Unklar ist, warum Paulus mit einem verklärenden Nachruf auf König Liutprand abschließt, den Verfall des Langobardenreiches in den drei Jahrzehnten nach Liutprands Tod aber nicht mehr aufgezeichnet hat, obwohl er diese Zeit selbst miterlebt hatte. »Vor allem in Epochen nationalistisch geprägten Denkens«, notiert »Historia«-Übersetzer Schwarz, sei gemutmaßt worden, Paulus habe »sein Werk aus Verbitterung über den politischen Niedergang abgebrochen«. Doch »für Frust und Resignation« gebe es »keine Ansätze in konkreten Äußerungen oder im vorherrschenden Grundton des Werks«. Vielmehr sei Paulus »mit der Rolle der Franken im Weltgeschehen und dem nach Gottes Willen zum Schutzherrn der Kirche aufgestiegenen Sieger nach anfänglicher Ablehnung im Reinen« gewesen. Wahrscheinlicher ist deshalb, dass Paulus starb, bevor er sein Opus magnum vollenden konnte. Als Todestag wurde in einem Klosterdokument der 13. April festgehalten – das Jahr, vielleicht 795, ist nicht vermerkt.

ANHANG

Kleine Chronik zu den Germanen

4. Jahrhundert vor Christus bis 751 nach Christus

4. Jh. v. Chr.
Der griechische Seefahrer Pytheas berichtet von einer Seefahrt bis weit ins nördliche Europa.

um 230 v. Chr.
Das Römische Reich geht militärisch gegen den Stamm der Bastarner im Karpatenraum vor, die bis an die Schwarzmeerküste vorgedrungen sind. Spätere Historiker rechnen die Bastarner zu den Germanen.

113 v. Chr.
Kimbern, Teutonen und Ambronen siegen bei Noreia in den Ostalpen über römische Truppen unter Konsul Papirius Carbo.

109/105 v. Chr.
Im Rhônetal schlagen Kimbern und Teutonen vernichtend römische Heere.

102/101 v. Chr.
Marius besiegt die Teutonen bei Aquae Sextiae (Aix-en-Provence), die Kimbern bei Vercellae.

58 v. Chr.
Cäsar schlägt am Oberrhein den Suebenfürsten Ariovist. In seinem »Gallischen Krieg« unterscheidet der Staatsmann erstmals die Germanen klar von den gallischen Kelten.

55–53 v. Chr.
Mit Siegen gegen Germanen sowie mit zwei Rheinübergängen unterstreicht Cäsar den Anspruch Roms auf die Vormachtstellung auch über Gallien hinaus.

16 v. Chr.
Ein Bündnis von Rheingermanen aus Sugambrern, Usipetern und Tenkterern schlägt Roms Truppen unter Marcus Lollius vernichtend.

16 v. Chr.–14 n. Chr.
Unter Augustus führt Rom nahezu regelmäßig Krieg in Germanien. Ihm gelingen Vorstöße bis an die Elbe.

9 n. Chr.
Schlacht am Teutoburger Wald: Der Cherusker Arminius lockt drei Legionen in die Falle und vernichtet sie.

vernichtet sie.

14–17
In mehreren Kampagnen dringt Germanicus über die Weser hinaus vor. Bis zum Bataveraufstand (69) gibt es kaum Konflikte zwischen Römern und Germanen.

18
Der zeitweise mächtige Markomannenherrscher Marbod unterliegt seinem innergermanischen Rivalen Arminius und geht ins römische Exil.

81–96
Kaiser Domitian, der die Chatten besiegt, organisiert die Verwaltung des römisch besetzen Gebietes in den Provinzen Nieder-und Obergermanien. Erste Grenzbefestigungen (Limes) werden angelegt.

98
Der römische Historiker Tacitus fasst in seiner »Germania« das Wissen über die Stammeswelt im Norden literarisch zusammen.

98–117
Unter Kaiser Trajan, der zuvor am Rhein Truppen befehligt hatte, ist der Limes als befestigter Grenzwall praktisch vollendet.

166–180
Markomanneneinfälle bis Norditalien. Kaiser Mark Aurel hält sie auf, stirbt aber in Vindobona (Wien); sein Sohn Commodus schließt Frieden.

213
Kaiser Caracalla muss in Germanien eingreifen.

235
Nachdem Kaiser Severus Alexander den Alamannen Geld für Frieden angeboten hat, wird er von meuternden Truppen bei Mainz ermordet. Seine Nachfolger bekämpfen häufig Unruhen an der Donaugrenze.

251
Goten siegen bei Abrittus (heute Bulgarien) über die Römer; Kaiser Decius fällt.

260
Schwere Zerstörungen am Limes; Germaneneinfälle bis hin nach Spanien

267
Heruler erobern und plündern Athen.

269
Kaiser Claudius besiegt die Goten bei Naissos (heute Niš in Serbien).

323–332
Fortgesetzte gotische Einfälle zwingen Kaiser Konstantin den Großen endlich zu einem Vertrag über Frieden und Ansiedlung.

341
Bischof Wulfila beginnt die Goten zu missionieren (Übersetzung der Bibel ins Gotische).

355
Franken zerstören Köln, das die Römer 356 zurückerobern.

357
Kaiser Julian besiegt bei Argentoratum (heute Straßburg) ein Bündnis alamannischer Stammesführer.

367–369
Kaiser Valens bekämpft die Goten unter Athanarich.

376
Mit dem Vordringen über die Donau beginnen die Goten eine neue Phase der Konfrontation gegen Rom.

378
In der Schlacht von Adrianopel (Edirne, Türkei) bereiten die terwingischen Goten den Römern eine schwere Niederlage; auch Kaiser Valens fällt.

382
Kaiser Theodosius erlaubt erstmals einem Teil der Goten nach eigenem Recht in der Donauregion zu siedeln.

394
Theodosius besiegt mit gotischen Hilfstruppen den Usurpator Eugenius und seinen fränkischen Heermeister Arbogast.

406–409
Vandalen und Alanen überschreiten den Rhein, durchqueren dann unter Verwüstungen Gallien und die Iberische Halbinsel.

410
Alarichs Westgoten erobern und plündern Rom; erster Einfall von Sachsen in das von den Römern aufgegebene Britannien.

418
Westgoten unter König Wallia siedeln sich mit Billigung Roms um Toulouse an (Tolosanisches Reich).

429

Die Vandalen unter Geiserich gründen in Nordafrika ein Reich, das bis 534 Bestand hat.

443
Reste der 436 von den Hunnen geschlagenen Burgunder siedeln in Savoyen.

451
Auf den Katalaunischen Feldern bei Troyes wird Hunnenführer Attila von römischen und germanischen Verbänden geschlagen. 453 beendet Attilas Tod die Hunnengefahr.

476
Mit der Absetzung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus beginnt der Heerführer Odoaker seine Alleinherrschaft in Italien.

493–526
Der Ostgote Theoderich tötet Odoaker und regiert von Ravenna aus Italien. Er demonstriert seine Macht bis nach Gallien und plant schließlich sogar, die Vandalen in Afrika mit einer Flotte anzugreifen.

um 500
Die katholische Taufe des Frankenherrschers Chlodwig in Reims setzt ein Signal gegen das Arianertum der meisten Germanenstämme. Chlodwig dehnt mit Siegen über Westgoten, Alamannen und andere seinen Machtbereich immer weiter aus.

533–549
Der oströmische Feldherr Belisar vernichtet das afrikanische Vandalenreich; danach setzt ihn Kaiser Justinian gegen die Ostgoten ein.

552
Nach zähem Widerstand unterliegen die letzten Ostgoten Justinians Heerführer, dem Eunuchen Narses.

568
Die Langobarden unter Alboin wandern in Norditalien ein und gründen ein Reich, das bis 774 besteht. 643 wird in der Gesetzessammlung des Königs Rothari erstmals vorwiegend Stammesrecht kodifiziert.

711
Angriffe von Arabern und Berbern beenden das westgotische Reich in Spanien.

751
Mit der Machtübernahme der Karolinger beginnt der Aufstieg der Franken zur Großmacht in Mitteleuropa.

Buchhinweise

Bruno Bleckmann: *Die Germanen. Von Ariovist bis zu den Wikingern,* Verlag C. H. Beck, München 2009.

Jacob Grimm: *Deutsche Mythologie,* Marixverlag, Wiesbaden 2007.

Arnulf Krause: *Die Geschichte der Germanen,* Campus Verlag, Frankfurt am Main 2005.

Friedrich Prinz: *Kelten, Römer und Germanen. Deutschlands Frühgeschichte,* Piper Verlag, München 2004.

Helmuth Schneider (Hg.): *Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen,* Böhlau Verlag, Köln 2008.

Klaus von See: *Deutsche Germanen-Ideologie,* Athenäum-Verlag, Frankfurt am Main 1970.

Rudolf Simek: *Die Germanen,* Reclam Verlag, Stuttgart 2006.

Tacitus: *Germania,* Akademie Verlag, Berlin 2011.

Herwig Wolfram: *Die Goten*, Verlag C. H. Beck, München 2009.

Herwig Wolfram: *Die 101 wichtigsten Fragen: Germanen,* Verlag C. H. Beck, München 2008.

Autorenverzeichnis

Jenny Becker ist freie Journalistin.

Georg Bönisch ist Redakteur in der SPIEGEL-Redaktionsvertretung Düsseldorf.

Annette Bruhns ist Redakteurin bei SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN.

Manfred Ertel ist Redakteur im SPIEGEL-Auslandsressort.

Dr. Angelika Franz ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Archäologie und Geschichte.

Christoph Gunkel ist Autor bei SPIEGEL ONLINE.

Uwe Klußmann ist Redakteur bei SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN.

Kristina Maroldt war Mitarbeiterin in der Redaktion von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN.

Thorsten Oltmer ist Dokumentationsjournalist beim SPIEGEL.

Dietmar Pieper ist Leiter der Reihen SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN.

Norbert F. Pötzl war stellvertretender Leiter der Reihen SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN.

Jan Puhl ist Redakteur im SPIEGEL-Auslandsressort.

Dr. Johannes Saltzwedel ist Redakteur bei SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN.

Hans-Jürgen Schlamp war Korrespondent des SPIEGEL in Rom.

Dr. Mathias Schreiber war Leiter des Kulturressorts beim SPIEGEL.

Michael Sontheimer ist Autor beim SPIEGEL in Berlin.

Dr. Gerhard Spörl ist Autor des SPIEGEL.

Frank Thadeusz ist Redakteur im Wissenschaftsressort des SPIEGEL.

Dr. Rainer Traub ist Redakteur bei SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN.

Dank

Entstehen konnte dieser Band nur, weil viele kluge und sorgsame Kollegen die Herausgeber und die Autoren unterstützt haben. In der SPIEGEL-Dokumentation prüfte eine bewährte Schar, angeführt von Thorsten Oltmer, alle Beiträge auf sachliche Richtigkeit; beteiligt waren Jörg-Hinrich Ahrens, Ulrich Booms, Johannes Eltzschig, Klaus Falkenberg, Mandy Fock, Cordelia Freiwald, Dr. André Geicke, Ricarda Gerhardt, Renate Kemper-Gussek, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Rainer Lübbert, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Sonja Maaß, Dr. Andreas Meyhoff, Tobias Mulot, Claudia Niesen, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Thomas Riedel, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert. Schnell und findig besorgten die Bibliothekare Johanna Bartikowski und Heiko Paulsen die umfangreiche Fachliteratur. Karten und Grafiken gestalteten Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Anna-Lena Kornfeld, Cornelia Pfauter, Julia Saur und Michael Walter sowie Thomas Hammer, der sie auch für dieses Buch aufbereitete. Claus-Dieter Schmidt besorgte die Bildauswahl, Britta Krüger kümmerte sich um die Bildrechte. In der Schlussredaktion prüften Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl und Tapio Sirkka den Text auf letzte Korrekturen. Angelika Kummer und Petra Schwenke im Sekretariat sorgten für einen reibungslosen Ablauf der Textproduktion. Antje Wallasch beim SPIEGEL und Karen Guddas bei der DVA betreuten das gesamte Buchprojekt; für die Herstellung war Brigitte Müller verantwortlich. Ihnen allen gilt unser herzlicher Dank für die hervorragende Zusammenarbeit.

Norbert F. Pötzl, Johannes Saltzwedel

Personenregister Adelchis

Aeneas
Aëtius

Ambrosius
Ammian (Ammianus Marcellinus) Anagastes
Anastasius I., oströmischer Kaiser Angrboda
Apollinaris, Gaius Sollius Modestus Sidonius Appian
Arbo, Peter Nicolai

Arichis

Ariovist

Athanarich

Beda

Cassiodor

Eugenius
Euler, Wolfram

Libanios

Plutarch

Polybios

Poseidonios

Prokop

Pytheas von Massalia

Stilicho
Strabo, Theoderich